



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Situation von in zweiter und dritter Generation in Österreich lebenden ‚TürkInnen‘ in Bezug auf Integration, Vorurteile, Diskriminierungen und Rassismus“

Verfasserin

Bertsch Natalie

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienbuchblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienbuchblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler

1 Einleitung	5
1.1 Persönlicher Zugang	5
1.2 Verortung in der Kultur- und Sozialanthropologie	6
1.3 Abfolge	6
1.4 Forschungsleitende Fragestellungen	7
1.5 Das Ziel dieser Arbeit	7
2 Geschichtliche Hintergründe	8
3 (Diskriminierte) Minderheit	11
4 Ethnische vs religiöse Minderheit?	12
5 Zerrissene Identitäten – Diaspora - Orientierungslosigkeit	15
6. Wien	18
7 Der Islam	19
8 Integration	21
8.1 Ist Österreich ein Einwanderungsland?	23
8.2 Die gesetzliche Lage	24
8.3 islamische Vereine	26
9 Abgrenzung – Fremdenfeindlichkeit - Diskriminierung	27
9.1 Fremdenfeindlichkeit	28
9.2 Fremdenfeindlichkeit in Österreich	29
9.3 Die Rolle der Sichtbarkeit	31
9.4 Erklärungen zur Entstehung der Fremdenfeindlichkeit	31
10 Die Abgrenzung vom „Fremden“ durch Vorurteile und Stereotype	32
10.1 Vom individuellen zum gesellschaftlichen Vorurteil (Stereotyp)	35
10.2 Einige Gemeinsamkeiten von Vorurteilen und Stereotype nach Hort	37
10.3 Differenzierungen zwischen Vorurteil und Stereotyp	37
10.4 Ethnozentrismus	38
10.5 Vorurteile gegenüber „AusländerInnen“	39
10.6 Vorurteile gegenüber „TürkInnen“	39
10.7 Vorurteile gegenüber „türkischen“, „islamischen“ Frauen	40
10.7.1 Das Kopftuch	43
10.8 Vorurteile gegenüber dem Islam und islamischen Menschen	43
10.9 Inwieweit hängen Vorurteile und Diskriminierungen zusammen?	47
11 Diskriminierung	48
12 Rassismus	49
12.1 institutioneller, soziologischer, kultureller, individueller Rassismus?	51
12.2 Rassismus ohne „Rassen“	51
13 Die Rolle der Medien	52
14 Die Rolle der Nation, des (National-)Staates innerhalb des Prozesses der Abgrenzung	54
14.1 Die Bedeutung des Nationalismus	56
14.2 Nationalismus und Rassismus	58
15 Die Überwindung rassistischer Tendenzen	59
16 Empirischer Teil	60
16.1 Qualitative Forschungsmethoden	60
16.2 Das Interview	61
16.2.1. InterviewpartnerInnen	63
16.2.2 Erfahrungen und Probleme	64
16.2.3 Auswertungsverfahren	64
16.3 Die Auswertung	65

16.3.1 Verheiratet?	65
16.3.2 Staatsbürgerschaft?	65
16.3.3 türkische oder österreichische Identität?	65
16.3.4 Was für eine Rolle spielt die Religion und ihre Ausübung?	68
16.3.5 Integration	70
16.3.6 Diskriminierung, Rassismen und Vorurteile	75
16.3.7 Zukunftspläne: Türkei/Österreich?	87
17 Conclusio	88
18 Bibliographie.....	97
18.1 Bücher/Studien	97
18.2 Internet	113
19 Danksagung	115
20 Lebenslauf.....	116

1 Einleitung

Gleich eingangs möchte ich betonen, dass die Anführungszeichen, in denen die Begriffe „TürkInnen“ stehen, zeigen sollen, dass viele Personen einheitlich als „TürkInnen“ etikettiert werden, obwohl es sich beispielsweise in rechtlicher Hinsicht um ÖsterreicherInnen mit türkischem Migrationshintergrund oder in ethnischer Hinsicht um KurdInnen handelt. Im Allgemeinen wird oft nicht unterschieden, ob der „Türke“/die „Türkin“ von der Türkei eingewandert ist oder bereits in dritter Generation hier lebt oder wie der/die Eingewanderte sich selbst definiert. Vorurteile gegenüber „TürkInnen“ oder „AusländerInnen“ beziehen sich häufig auf Menschen, die bereits in Österreich geboren sind oder mit wenigen Jahren von den Eltern mitgenommen wurden, was ich in meinen Interviews untersuchte. Ferner werden auch Personen, die sich als KurdInnen verstehen bzw. von kurdischen EinwanderInnen abstammen, unreflektiert als „TürkInnen“ bezeichnet. Die Anführungszeichen sollen hinsichtlich dessen sensibilisieren. TürkInnen und KurdInnen haben grundsätzlich keine gemeinsame Sprache. Auch heute noch werden viele KurdInnen gezwungen türkisch zu lernen. Da verallgemeinernde Begriffe wie „AusländerIn“, „GastarbeiterIn“, „MigrantIn“ oder „Türke“/„Türkin“ häufig unkritisch verwendet werden (Vgl. Tosić, 2001, 106), will ich innerhalb dieser Arbeit mit Anführungszeichen auch ganz allgemein den kritischen Aspekt homogener Begriffe hervorheben. Vorurteile, Diskriminierungen und Rassismen beruhen auf Verallgemeinerungen. Medien fördern dieses Schubladendenken häufig, indem sie die Heterogenität von bestimmten Gruppen außer Acht lassen, welchem ich entgegen treten will. Dementsprechend soll im Laufe der Interviews die Frage der Selbstbezeichnung und -beschreibung untersucht werden.

1.1 Persönlicher Zugang

In meinen bisherigen Diskussionen über die so genannten „TürkInnen“ stieß ich immer wieder auf negative Kategorisierungen. Miterlebte Situationen, in denen türkische MigrantInnen und deren Kinder ungerechtfertigten Diskriminierungen und Vorurteilen unterlagen, beschäftigten mich schon seit meiner Kindheit. Die Zuwanderung und der Umgang, damit haben sich zu einem strittigen Problem entwickelt, das politische Aktualität genießt. Die seit dem 11. September 2001 verstärkte negative Propaganda über den Islam durch diverse Medien und PolitikerInnen steigerten meine Motivation, mich mit muslimischen Menschen und deren Diskriminierung auseinanderzusetzen.

derzusetzen. Viele Studien, die sich mit Fremdenfeindlichkeit beschäftigen, untersuchen Einstellungen von InländerInnen ohne Migrationshintergrund und vernachlässigen dabei die Sichtweise von den Betroffenen selbst (Vgl. Kohlbacher, Lebhart, Münz, Reeger, 2003, 342). Es ist mir daher ein Anliegen, die vermeintlich betroffenen „Fremden“ selbst sprechen zu lassen und differenzierte Anschauungen in den Vordergrund zu stellen.

1.2 Verortung in der Kultur- und Sozialanthropologie

Eine Aufgabe der Kultur- und Sozialanthropologie ist es, homogene Begriffe wie zum Beispiel der/die „Türke/in“ kritisch zu reflektieren und somit auf den imaginären Charakter diverser Abgrenzungen hinzuweisen, was ich innerhalb dieser Arbeit versuche. Um homogenen und einseitigen Darstellungen entgegen zu wirken, betonen Kultur- und SozialanthropologInnen einzelne Menschen, um mittels Selbstdarstellungen Heterogenität aufzuzeigen. Eine anthropologische Arbeit beruht auf Erfahrungen und Daten aus dem Feld. Neben elf qualitativ geführten Interviews begleitete ich „TürkInnen“ in Parks und auf Shoppingtouren und besuchte sie, weshalb meine Arbeit im anthropologischen Bereich anzusiedeln ist.

1.3 Abfolge

In der folgenden Arbeit folgen anfangs theoretische Kapitel, die maßgeblichen Einfluss auf die Situation von türkischen EinwanderInnen haben. Zuerst werden sie kurz auf die geschichtlichen Hintergründe aufmerksam gemacht. Neben der flüchtigen Darstellung der osmanischen Belagerung, fasste ich die Arbeitsmigration ins Auge, welche für alle von mir interviewten Menschen der ausschlaggebende Grund für ihr Leben in Österreich ist. Neben den historischen Bedingungen erläuterte ich ebenso die gesetzlich relevanten Punkte des „AusländerInnenbeschäftigungsgesetzes“. Anschließend folgen Ausführungen über die Situation von Angehörigen der zweiten und dritten Generation als Minderheit, gefolgt von einem Kapitel über das Leben in der Diaspora, Identifikationsprobleme und Orientierungslosigkeit. Da sich meine Forschung auf Wien bezieht, finden Sie im anschließenden sechsten Kapitel migrationssoziologische Hintergründe über die Hauptstadt. Sodann folgt eine theoretische Abhandlung über die Grundprinzipien des Islams. Um der Diversität dieser religiösen Strömung gerecht zu werden, beschreibe ich innerhalb dieses Abschnittes zusätzlich das Alevitentum. Überdies enthält die vorliegende Arbeit Beiträge zu dem Thema

Integration, wobei neben relevanten gesetzlichen Angaben und gegenwärtigen islamischen Strukturen in Österreich auch die Frage nach unterschiedlichen Interpretationen des Begriffes der „Integration“ geklärt wird. Im nächsten Teil wird erläutert, wie Abgrenzungen vom „Fremden“ entstehen, welche Rolle Vorurteile und Stereotype dabei spielen. Vorurteile gegenüber „AusländerInnen“, „TürkInnen“ und islamischen Menschen werden aufgelistet. Nachfolgend wird der Rassismus und deren heutiges Verständnis definiert. Überdies wird die Rolle der Medien und der Nation bzw. des Nationalstaates erklärt. Im vorletzten theoretischen Kapitel werden zudem Lösungsvorschläge gegen rassistische Tendenzen erläutert. Nach dem theoretischen Teil folgt der empirische, indem ich zuerst meine Forschungsmethoden und InterviewpartnerInnen vorstelle. Daran anschließend interpretiere ich die elf Interviews mittels der qualitativen Inhaltsanalyse an Hand von unterschiedlichen Kategorien. Abschließend lesen sie das zusammenfassende Conclusio.

1.4 Forschungsleitende Fragestellungen

Innerhalb meiner qualitativen Interviews ging ich der Frage nach, inwieweit sich die in zweiter und dritter Generation in Österreich lebenden „TürkInnen“ in Österreich integriert fühlen und wie sie sich in kultureller, religiöser, nationaler und sozialer Hinsicht selbst beschreiben. Weitere Fragen beschäftigten sich mit dem Maß und der Art von Erfahrungen mit Vorurteilen, Diskriminierungen und Rassismen und deren Bekämpfung. Außerdem suchte ich nach den von meinen InterviewpartnerInnen aufgefassten Definitionen der Begriffe „Integration“, „Diskriminierung“ und „Rassismus“.

1.5 Das Ziel dieser Arbeit

Als angehende Kultur- und Sozialanthropologin möchte ich die Vielfalt der „TürkInnen“ aufzeigen und damit einer homogenen Sichtweise entgegenreten. Im ersten theoretischen Teil konzentriere ich mich unter anderem auf die Rahmenbedingungen der in Österreich lebenden EinwanderInnenfamilien aus der Türkei. Zu diesen Bedingungen gehören auch die ihnen entgegen gebrachten Vorurteile, auf wessen illusorischen Charakter ich aufmerksam machen möchte. Ich behaupte nicht, dass keines der genannten Vorurteile auf eine bestimmte Anzahl von „TürkInnen“ zutrifft, jedoch ist es nötig den Blick auch auf Gegenbeispiele zu richten. Mit Hilfe von qualitativen ExpertInneninterviews will ich herausfinden, wie „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation Vorurteile, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus wahrnehmen und erle-

ben. Das Ziel dabei ist, die ExpertInnen frei und möglichst unbeeinflusst sprechen zu lassen und ihre sozialen Realitäten darzustellen.

2 Geschichtliche Hintergründe

Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert gab es immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen zwischen dem Reich der Habsburger und den Osmanen (Vgl. Ehalt, 2001, 71). Die folgenden historischen Ereignisse können bei einer gegenwärtigen Analyse nicht außer Acht gelassen werden, da sie Einfluss auf bestehende Vorurteile haben (Vgl. Dostal, 1995, 287). Im Jahre 1408 erfolgte der erste türkische Einfall in Krain, welchem weitere folgten. 1471 drangen Türken aus Bosnien in die südliche Steiermark ein. Im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts ereigneten sich immer wieder türkische Einfälle in österreichisches Gebiet, wobei Wien zweimal belagert wurde. Sultan Suleiman erlebte 1529 vor Wien eine Niederlage, worauf er bereits 1532 mit einem beachtlichen Heer wieder Richtung Wien marschierte. Auf Grund der erfolgreichen Abwehr zog sich Suleiman nach drei Wochen wieder zurück. Bei der angestrebten Rückkehr in die Türkei wanderte das Heer über die Steiermark, wo es zu Kämpfen kam. 1683 beginnt die zweite Belagerung der Stadt Wien durch den Großwesir Kara Mustapha, die neun Wochen dauerte (Vgl. Bauer, 1982, 17-20, 45). Diese angeführten militärischen Konfrontationen prägen bis heute feindliche Stimmungen gegen das „andere“ osmanische Reich. Das damals entstandene Bild des feindlichen osmanischen Eindringlings wurde durch die „oral history“, einseitige Geschichtsschreibungen und Sagen verinnerlicht (Vgl. Bauer, 1982) und wird auf gegenwärtige EinwanderInnenfamilien aus der Türkei übertragen. Der Großteil der gegenwärtigen türkischen EinwanderInnenfamilien kam auf Grund der Arbeitsmigration in den 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahren nach Österreich. Frauen und Kinder wurden häufig später nachgeholt.

2.1 Die Arbeitsmigration

In den späten 1950er-Jahren zwang der Mangel an ArbeiterInnen in Österreich den Staat dazu, Arbeitskräfte aus dem Mittelmeerraum anzuwerben (Vgl. Tschugguel, 2007, 79-80; Münz, Zuser, Kytir, 2003, 21). Gründe für die Arbeitskräfteknappheit waren unter anderem die Spätfolgen des Krieges und die Abwanderung von hauptsächlich jungen, inländischen ArbeiterInnen. In Folge des Babybooms standen auch

Frauen in einem geringeren Ausmaß zur Verfügung, als dies noch in den 1940ern und 1950ern der Fall war. Mittels des „RAAB-OLAH-Abkommens“ wurde beschlossen, die damals als „FremdarbeiterInnen“ bezeichneten ArbeitsmigrantInnen nach Österreich zu holen (Vgl. Münz, Zuser, Kytir, 2003, 21). Ab den 1960er-Jahren wurde die Beschäftigung von „AusländerInnen“ ein fixer Bestandteil der österreichischen Arbeitsmarktpolitik (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 41-42). Österreich schloss 1962 mit Spanien, 1964 mit der Türkei und 1966 mit dem ehemaligen Jugoslawien Anwerbeabkommen ab. Ein wesentliches Kriterium bei der Auswahl der ArbeitsmigrantInnen waren körperliche Fähigkeiten, da sie vordergründig als HilfsarbeiterInnen und für angelernte Arbeiten eingesetzt wurden. Die vorerst geplante jährliche Rotation der ArbeiterInnen stellte sich jedoch als eine Fehleinschätzung heraus. Nach und nach holten die ArbeiterInnen ihre Frauen, Männer und Kinder nach Österreich und wurden hier sesshaft. Die so genannten „GastarbeiterInnen“ hatten weder politische, noch soziale Rechte. Ab 1969 erhöhte sich die Zahl der nach Österreich kommenden ArbeitsmigrantInnen. Ein Grund dafür war der verstärkte Familiennachzug in Folge des verlängerten Aufenthaltes. Der Höhepunkt der Arbeitsmigration wurde 1973/74 erreicht, ausländische Staatsangehörige deckten nun 4,1 Prozent der Wohnbevölkerung in Österreich. Um dem entgegen zu treten, wurde die Anwerbung mittels des „AusländerInnenbeschäftigungsgesetzes“ im Jahr 1973 gestoppt. Das Ziel dieser Maßnahme war es, die nicht mehr benötigten ArbeitsmigrantInnen zur Rückkehr in ihre Heimat zu bewegen (Vgl. Fassmann, Stacher, 2003, 21-23; Tschugguel, 2007, 79-80; Münz, Zuser, Kytir, 2003, 21-23; Efinger, 1999, 25; Fassmann, Münz, 1995, 41-43). Zusätzlich zum Anwerbestopp wurden zwischen 1973 und 1976 ca. 55.000 in Österreich beschäftigte „ausländische“ Arbeitskräfte abgebaut (Vgl. Muradoglu, 1993, 27). In der ersten Hälfte der 1970er-Jahre waren drei Viertel der „ausländischen“ Staatsangehörigen unselbstständig erwerbstätig. In Folge des Aufnahmestopps wurden die bis dato regelmäßigen Urlaube in die Türkei seltener, da sie Angst hatten ihren Arbeitsplatz und ihre Aufenthaltsbewilligung zu verlieren. Die vom Staat erhoffte Rückkehr der ArbeitsmigrantInnen wurde immer mehr zur Illusion. Durch den Anwerbestopp verringerte sich die Zahl der „ausländischen“ Beschäftigten zwischen 1974 und 1984 um ca. 40 Prozent, auf Grund der Familiennachholungen blieb die „ausländische“ Wohnbevölkerung dennoch weitgehend konstant. 1984 betrug der Anteil an „ausländischen“ Arbeitskräften lediglich noch 138.000. Eine dementsprechend zufriedenstellende Integrationspolitik wurde nicht entwickelt (Vgl. Fassmann,

Stacher, 2003, 22-24; Muradoglu, 1993, 27). Ab Mitte der 1980er-Jahre stieg die Anzahl der „ausländischen“ Arbeitskräfte wieder an (Vgl. Efinger, 1999, 25).

Die erste Generation eingewanderter TürkInnen kam großteils aus ärmeren und ländlichen Bereichen. Seit den 1980er-Jahren kommen türkische MigrantInnen vermehrt aus verschiedenen Schichten (Vgl. Akashe-Böhme, 1997, 86). Durch etliche nachkommende Gattinnen stieg der Anteil der in Österreich lebenden türkischen Frauen von 13 Prozent (1971) auf 40 Prozent (1981) (Vgl. Appelt, 2003, 148). 1993 betrug der Anteil von hier lebenden türkischen StaatsbürgerInnen 23 Prozent (Vgl. Muradoglu, 1993, 18). Bei diesen statistischen Daten wird aber ignoriert, dass ein Großteil der eingewanderten „türkischen“ ArbeitsmigrantInnen KurdInnen waren. In Österreich lebten kurz nach der Jahrtausendwende ca. 20 bis 40.000 KurdInnen, von denen viele, aber keineswegs alle, dem Alevitentum angehören (Kroissenbrunner, 2003, 389).

Die ArbeitsmigrantInnen aus Jugoslawien und der Türkei leisteten einen beträchtlichen, aber leider oft ausgeblendeten, Beitrag zur wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklung Österreichs (Vgl. Ehalt, 2001, 74). Die Tatsache, dass tausende AkademikerInnen, HochschulbesucherInnen und selbstständige UnternehmerInnen aus EinwanderInnenfamilien stammen (Vgl. Straube, 2000, 174), wird in vorherrschenden Medien verschleiert.

2.1.1 „AusländerInnenBeschäftigungsgesetz“ (AuslBG)

Das „AusländerInnenbeschäftigungsgesetz“ trat 1976 in Kraft und wurde 1988 und 1990 novelliert. Es bestimmt, dass „AusländerInnen“ nur dann beschäftigt werden, wenn die Arbeitsmarktlage und wesentliche öffentliche und wirtschaftliche Interessen dies erlauben. (Vgl. Bauböck, 1996, 15-18; Fassmann, Münz, 1995, 86-87). 1990 wurde erstmals eine „Bundeshöchstzahl“ der Beschäftigung von „AusländerInnen“ festgelegt (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 87). Zusammenfassend war die österreichische Migrationspolitik zwischen Mitte der 1970er und Anfang 1990er-Jahre wesentlich durch dieses Gesetz geprägt (Vgl. König, Stadler, 2003, 227). Folgende Arten von Bewilligungen werden erteilt:

- 1) Beschäftigungsbewilligung

- 2) Arbeitserlaubnis
- 3) Befreiungsschein

1) Die Beschäftigungsbewilligung wird nur erteilt, wenn die Beschäftigung von InländerInnen dabei nicht gefährdet wird (Vgl. BGBl 1993/502, § 4, Abs. 10).

2) Die Arbeitserlaubnis erlaubt „AusländerInnen“ die Annahme einer Beschäftigung und den Wechsel des Arbeitsplatzes. Wenn ein/e „AusländerIn“ in den letzten vierzehn Monaten 52 Wochen erlaubt beschäftigt war, hat er/sie Anspruch darauf (Vgl. BGBl 1992/475, § 14a, Abs. 1). Die Beschäftigungsbewilligung ist somit eine Voraussetzung dafür.

3) Der Befreiungsschein wird dann erteilt, wenn der/die „AusländerIn“ in den letzten acht Jahren mindestens fünf Jahre erlaubt einer Beschäftigung nachgegangen ist oder mindestens fünf Jahre mit einem/r österreichischen StaatsbürgerIn verheiratet war und den Wohnsitz in Österreich hat. Des Weiteren hat auch ein/e JugendlicheR unter 19 Jahren Anspruch darauf, wenn sich mindestens ein Elternteil seit mindestens fünf Jahren rechtmäßig in Österreich aufhält. Zusätzlich muss der/die Jugendliche mindestens die Hälfte seines Lebens in Österreich verbracht haben und die Schulpflicht hier absolviert haben (Vgl. BGBl 1992/475, § 15, Abs. 1). Der Befreiungsschein ist auf fünf Jahre befristet (Vgl. AuslBG 1975, § 15, Abs. 5).

Für die meisten der von mir Interviewten der zweiten und dritten Generation spielen diese rechtlichen Normen keine Rolle mehr, da sie die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen. Ungeachtet dieses Dokumentes sehen sie sich häufig einer diskriminierten Minderheit an.

3 (Diskriminierte) Minderheit

Unabhängig davon, wie lange sie bereits in Österreich leben, werden Angehörige von türkischen EinwanderInnen häufig mit Staatsbürgerinnen der Türkei assoziiert. „AusländerInnen“ im Allgemeinen, „TürkInnen“ im Speziellen dienen in unserer Gesellschaft gerade in Zeiten der Wirtschaftskrise immer wieder als Sündenböcke. Min-

derheiten sind Bevölkerungsgruppen, die sich von der Mehrheitsgesellschaft durch folgende Merkmale unterscheiden:

- ✓ „Kulturelle Merkmale wie Sprache, Religion, nationale/ethnische Zuordnungen, politische Einstellungen oder andere Wertorientierungen.
- ✓ Physische Merkmale wie Alter, Geschlecht oder Körpergröße, Behinderung.
- ✓ Sozioökonomische Merkmale wie beschäftigt/arbeitslos, Bildungsstand, Beruf oder Einkommen) [sic!].“ (Jordan, 2007, 4)

Minderheiten können auch zahlenmäßige Mehrheiten darstellen, die sich soziologisch in der Minderheitenposition befinden (Vgl. Jordan, 2007, 4). Der 2003 herausgegebene Migrations- und Integrationsbericht weist darauf hin, dass so genannte „GastarbeiterInnenfamilien“ in Österreich von akuter Armut überproportional betroffen sind. Sie weisen neben geringeren Einkommen, niedrigeren Qualifikationen, höherem Arbeitslosigkeitsrisiko auch schlechtere Wohnverhältnisse auf (Vgl. Förster, Heitzmann, 2003, 80). Auch der 1998 erschienene Sozialbericht spricht von einer deutlich höheren Armutsquote innerhalb der MigrantInnenhaushalte (12 Prozent) im Gegensatz zu der Gesamtbevölkerung (5 Prozent) (Vgl. Förster, Heitzmann, 2003, 81). Eine in Deutschland entstandene Untersuchung zeigt, dass die Situation des Arbeitsmarktes für MigrantInnen und ihre Familien signifikant schlechter ist, als für InländerInnen (Vgl. Bremer, 2000, 100). Der Großteil der aus der Türkei eingewanderten Frauen befindet sich in den am schlechtesten bezahlten Arbeitsmarktsegmenten. Aus generalisiertem Blickwinkel leben Migrantinnen unter wesentlich schlechteren Lebensbedingungen als inländische Frauen, oft sind sie auch schlechter als die der männlichen Migranten (Vgl. Appelt, 2003, 144). Es stellt sich daher die Frage, ob sich Menschen der zweiten und dritten Generation als arm beschreiben oder ob sie ihre Situation wesentlich besser als die ihrer Eltern/Großeltern einschätzen. Im empirischen Teil werde ich darauf genauer eingehen. Im Rahmen dieser Forschung handelt es sich um eine ethnische bzw. religiöse Minderheit, worauf im Folgenden genauer eingegangen wird.

4 Ethnische vs religiöse Minderheit?

Unter ethnischen Minderheiten werden oft homogene Gruppen verstanden, deren Äußerliches und deren kulturelle und nationale Identitäten identisch sind. Tatsächlich

handelt es sich bei ethnischen, kulturellen und/oder religiösen Minderheiten um heterogene Gruppen hinsichtlich sozialer Stellung, sozioökonomischer Lage und gruppeninternen Differenzierungen (Vgl. Muradoglu, 1993, 11). Es darf nicht vergessen werden, dass die Kultur nichts Statisches und Fixes darstellt, sondern immer in Bewegung ist. Das Tempo kann dabei langsam oder schnell sein, aber stets ist Kultur ein dynamischer Prozess (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 20).

Der Begriff der „ethnischen Minderheit“ bezeichnete im deutschsprachigen Raum hauptsächlich bereits lang angesiedelte Gruppen, nationale und regionale Minderheiten. Auch rein rechtlich wird der Begriff für „alteingesessene (autochthone) Bevölkerungsgruppen innerhalb eines Staates“ verwendet. (Schmalz-Jacobsen, Hansen, 1997, 222-223). In der Praxis erfuhr der Begriff jedoch eine Erweiterung und inkludiert verstärkt auch MigrantInnengruppen (Vgl. Schmalz-Jacobsen, Hansen, 1997, 222-223).

Wenn türkische EinwanderInnen der zweiten und dritten Generation sich nicht der Mehrheitsbevölkerung angehörig fühlen bzw. aus Sicht der Einwanderungsgesellschaft als nicht zugehörig empfunden werden, gehören sie einer Minderheit an. Gerade in Zeiten der Globalisierung entstehen regelmäßig neue Minderheiten, die ethnischer, sprachlicher, religiöser und sozialer Art sein können (Vgl. Gingrich, 2001, 41). Verschiedene Gruppen von Menschen haben jeweilige kulturelle Gemeinsamkeiten, teilen gemeinsame Erfahrungen, haben Vorstellungen über eine gemeinsame Herkunft und empfinden Solidaritätsbewusstsein zueinander. Seit dem 1975 erschienenen Buch von Glazer und Moynihan bietet sich der Begriff der „Ethnizität“ zur Beschreibung dieser sozialen Begebenheit (Vgl. Glazer, Moynihan, 1975). Heckmann, der im Bereich der Migrationssoziologie und der interethnischen Beziehungen forscht, fasst das Ethnizitätskonzept an Hand von folgenden Kriterien zusammen:

„Soziokulturelle Gemeinsamkeiten, Gemeinsamkeiten geschichtlicher und aktueller Erfahrungen, Vorstellungen einer gemeinsamen Herkunft, eine auf Selbst-Bewußtsein und Fremdzweisung beruhende kollektive Identität, die eine Vorstellung ethnischer Grenzen einschließt, und ein Solidarbewußtsein.“ (Heckmann, 1998, 57)

Laut Jordan handelt es sich sowohl bei nationalen, als auch bei ethnischen Gruppen

„in erster Linie um erdachte und mit bestimmten Inhalten gefüllte Begriffe.“ (Jordan, 2007, 4)

Nationale und ethnische Gruppen können, müssen aber nicht übereinstimmen (Vgl. Jordan, 2007, 7). Studien aus Deutschland, USA, Großbritannien und Frankreich machen deutlich, dass ethnische Minderheiten von Ausgrenzungen besonders betroffen sind und zeigen, dass „AusländerInnen“ „unterdurchschnittlich versorgt sind“. (Bremer, 2000, 12)

Da die Mehrheit der zweiten und dritten Generation zumindest formell dem Islam angehört, zählen sie auch zu einer religiösen Minderheit. Der Islam stellt die zweitgrößte Religionsgemeinschaft in Österreich dar, 1995 lebten ca. 300.000 MuslimInnen hier (Vgl. Abdelrahimsai, 1995, 43; Heine, 1995, 13). 1991 erfasste eine österreichische Volkszählung 158.776 dem Islam angehörige Menschen, wobei 75 Prozent von Ihnen die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzen (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 377). Laut der Volkszählung 2001 lebten 338.988 sich zum Islam bekennende Menschen in Österreich, rund 28,33 Prozent davon waren österreichische StaatsbürgerInnen. Nur drei Prozent der in Österreich lebenden MuslimInnen waren 60 Jahre oder älter, fast die Hälfte von Ihnen war unter 25 Jahre. Mittlerweile werden sie auf 400.000 Personen geschätzt. (Vgl. Lazelberger, 2007, 10). Viele der in Europa lebenden MuslimInnen gehören den unteren sozialen Schichten an (Vgl. Ballmann, 2007, 33). Der Islam stellt seit der Zuwanderung von Arbeitskräften aus der Türkei und Bosnien und anderen muslimischen Staaten seit den 1970er-Jahren ein wesentlicher sozialer und politischer Faktor in Österreich dar (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 377).

Wenn über ethnische und religiöse Minderheiten der zweiten und dritten Generation berichtet wird, tauchen Begriffe wie „andere“ Kultur, Zerrissenheit und Orientierungslosigkeit immer wieder auf. Inwieweit eine Identität symbolisch, flexibel und wandelbar sein kann, rückt häufig in den Hintergrund.

5 Zerrissene Identitäten – Diaspora - Orientierungslosigkeit

Unter dem Begriff der „Diaspora“ verstehe ich

„[...] religiöse oder ethnische Gruppen, die distanziert von ihrer traditionellen Heimat über weite Teile der Welt zerstreut sind und dort als Minderheiten leben.“ (Ballmann, 2007, 32)

Es stellt sich die Frage inwieweit MigrantInnen der zweiten und dritten Generation mit ihrer ursprünglichen „Heimat“ verbunden sind, inwieweit sie deren kulturelle Traditionen noch praktizieren. Eine Migration kann das Tempo des kulturellen Wandels beschleunigen, weil sie mit einer Trennung der Herkunftskultur und einem Eintritt in eine neue Umgebung einhergeht (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 20). Eine Kultur stellt kein unnachgiebiges, fixes Gebilde dar, sondern ist unbeständig und wandelbar. Um der Identitätsbildung und -festigung zu dienen, kann eine Kultur auch nur symbolisch betrieben werden. Der Begriff „symbolic ethnicity“ entstand in Zusammenhang mit AmerikanerInnen der dritten und vierten EinwanderInnengeneration, welche ihre Herkunftskultur lediglich noch im Rahmen von bestimmten Bräuchen und Gewohnheiten praktizierten. Auch viele meiner InterviewpartnerInnen bestätigten diese Praxis. Türkische Sitten und Bräuche spielen in ihrem Leben keine große Rolle, die Hälfte der Interviewten gibt an, diese hauptsächlich im Rahmen der Familie zu praktizieren. Überdies hat keine/r der Befragten viel Kontakt zur Türkei. Die Bedeutung der Herkunftskultur und/oder -religion kann andererseits durch gemeinsam erlebte Benachteiligungen wieder zunehmen, was in den Interviews ebenfalls bestätigt wurde. Verstärktes Gruppenbewusstsein geht dabei oft einher mit einem Widerstand gegenüber den Diskriminierenden (Vgl. Heckmann, 1998, 53), wobei auch „die Diskriminierenden“ als eine homogene Gruppe gesehen werden. Ein erstarktes Religionsbewusstsein, ein Rückbesinnen auf eine Religion gründet häufig mehr aus der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, als aus dem Glauben selbst (Vgl. Lazelberger, 2007, 21, 43). Dass erlebte Diskriminierungen ein Motiv dafür sind, sich in stärkerem Maße für die Herkunftskultur und -religion zu interessieren, wird in den von mir geführten Gesprächen ebenfalls bestätigt. Diskriminierungen, Vorurteile und Beleidigungen verstärken ihr Gruppen- und Zugehörigkeitsbewusstsein. Die Stärkung der „eigenen“ Gruppe durch die Hervorhebung der „eigenen“ Ethnizität und Tradition ist dabei Teil des Protestes und der Verteidigung gegenüber erlebten Erniedrigungen. Desto mehr

EinwanderInnen und ihre Familien Diskriminierung erleben, desto eher kann die Rückbesinnung auf das „Eigene“ einsetzen. Im empirischen Teil wird das durch konkrete Beispiele unterstrichen. Beck-Gernsheim weist darauf hin, dass die in den 1990er-Jahren vermehrt stattgefundenen Angriffe auf „TürkInnen“ einen deutlichen Wandel hin zu religiösen Verhaltensformen des Islams bewirkte (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 23, 33).

„Man wird russischer, türkischer, spanischer, als man es in der Heimat je war.“ (Beck-Gernsheim, 2007, 23)

Die Heimat wird im Zuge von Romantisierungen oft wertvoller als sie es bei einem dauerhaften dortigen Aufenthalt wäre (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 23). Dass der Widerstand bzw. die Verteidigung der „eigenen“ oft im Vordergrund steht, bestätigte ein „türkischer“ Jugendlicher:

„Wie ich mich fühle? Manchmal als Österreicher, manchmal als Türke. Also, wenn ich so ganz normal mit Wienern zusammen bin, dann fühle ich mich schon als Österreicher. Wenn dann aber einer sagt: ‚Schau, da schauts aus wie bei die Tschuschen‘ – ich weiß nicht, dann wurmts mich schon. Ich sage nichts, aber dann fühle ich mich schon als Türke, [...]“ (John, Lichtblau, 1990, 392)

Das Interesse vieler emigrierter MuslimInnen am Herkunftsland und die in diesem inkorporierten Werte entspringt oft aus der Angst ihre Identität zu verlieren und einer Orientierungslosigkeit entgegen zu treten. Betrachtet man die Traditionsbezogenheit von MigrantInnen und ihren Nachkommen genauer, wird ersichtlich, dass deren jeweilige aktuelle Situation und die dazugehörigen Bedingungen die Traditionsverbundenheit wesentlich prägen und fördern (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 21-23). Schon Hansens Theorie (1938) des „ethnic revivalism“ betont, dass die zweite Generation zwar in stärkerem Maße assimiliert ist als die Erste, bei Personen der dritten Generation entdeckt er jedoch ein

„'Rückbesinnen' auf die Herkunft und Kultur der ethnischen Minderheit“. [...] „Der innere Zusammenhalt der Eigengruppe verstärkt sich bei negativer Abgrenzung von der Fremdgruppe.“ (Erb, 1995, 20)

Diese Orientierung an der Kultur oder Religion des Herkunftslandes ist dabei in erster Linie ein identitätsstiftendes Merkmal, die Authentizität spielt lediglich eine untergeordnete Rolle. Eine „Rückbesinnung“ auf das Herkunftsland lässt oft gänzlich neue Formen der Religion und Tradition entstehen (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 23). In der Diaspora verstärkt sich der soziale Charakter der Religion. Die Moschee oder der Gebetsraum ermöglichen das Zusammenkommen von Menschen mit ähnlichen Geschichten und Erlebnissen (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 30).

Obwohl viele AutorInnen die Theorien der „Re-Traditionalisierung“ oder „Re-Ethnisierung“ von MigrantInnen bestätigen (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 23), liefern diese Ansätze nur wenige empirische Bestätigungen (Vgl. Abdallah, 2007, 26-27). Bernhard Nauck, der seit rund 30 Jahren im Bereich der Migrationssoziologie forscht, untersuchte zusammen mit Anja Steinbach das Verhalten der verschiedenen Generationen von italienischen, vietnamesischen, griechischen und türkischen EinwanderInnen. Laut ihren Ergebnissen können männliche türkische Jugendliche am ehesten dieser „ethnic revivalism“-Theorie untergeordnet werden. Bei Ihnen kommen die „stärksten normativen Geschlechterrollenorientierungen“ zum Vorschein, wobei diese nicht nur alle anderen Gruppen in Deutschland übertreffen, sondern auch jene in der Türkei. Zudem fühlt sich diese Gruppe im Speziellen häufig Diskriminierungen ausgesetzt (Nauck, Steinbach, 2001, 68-79). Im Rahmen meiner Untersuchungen konnte dies jedoch nicht bestätigt werden, da die 6 interviewten Mädchen insgesamt als religiöser und traditionsbewusster einzustufen sind als die Männer. Auch hinsichtlich der Diskriminierungen fühlen sich Mädchen nicht weniger diskriminiert.

Bekannt ist, dass sich etliche türkische MigrantInnen und deren Nachkommen teils als ÖsterreicherIn, teils als Türke/in fühlen (Vgl. Beiwl, 1995, 164 u. a.). Diese flexiblen Identitätsvorstellungen werden vordergründig als Problem der Zerrissenheit dargestellt, wogegen dieses Hin- und Herwandern zwischen den Kulturen und Identitäten („shifting identity“, Wernhart, 1998, 52) mehr und mehr als selbstverständlich angesehen werden sollte. Wie erläutert, muss die Identität einer Gruppe oder einer Person nicht zwanghaft eindeutig sein, sondern kann sich aus etwas Komplexem und Widersprüchlichem entwickeln (Vgl. Tosić, 2001, 110). Durch verschiedene Ein-

flüsse, wie beispielsweise die Globalisierung, wächst die Zahl der vieldeutigen und formbaren Identitäten.

Globalisierung

Der mit der Säkularisierung einhergehende Bedeutungsverlust und die rasche Veränderung von gesellschaftlichen Werten und Normen in modernen Gesellschaften können ein „Gefühl der „Entwurzelung“ („sense of uprootedness“, Bell 1975, 143) vermitteln, was wiederum die Orientierung an traditionellen Werten der Herkunftskultur und der „eigenen“ Ethnizität verstärken kann (Vgl. Heckmann, 1998, 53-54). Solche Erklärungsansätze gehen im Gegensatz zu populären Theoretikern wie Marx, Weber, Parsons und Luhmann nicht davon aus, dass moderne Gesellschaften mit einem Bedeutungsverlust und Rückgang ethnischer Abgrenzung einhergehen (Vgl. Heckmann, 1998, 54). Theorien, die von einer unaufhaltsamen Homogenisierung, Vereinheitlichung und „McDonaldisierung“ ausgehen, gelten heute weitgehend als unrealistisch. Globale Prozesse werden auf spezifische, lokale, regionale und individuelle Weise aufgenommen. Die Globalisierung verursacht nicht nur Homogenisierungen, Minderheiten werden dadurch häufig zahlreicher und vielfältiger (Vgl. Gingrich, 2001, 44). Die abwechselnde Identifikation zwischen verschiedenen Kulturen, Ländern und Nationen und die Komplexität der Identitäten treten fortwährend in den Vordergrund. Grenzen werden zunehmend fließend und verschwommen (Vgl. Tosić, 2001, 111-112). Auch in Wien, dem lokalen Fokus meiner Forschung, sind Auswirkungen der Globalisierung merklich spürbar, wobei Wien schon seit langer Zeit als internationaler Schmelztiegel verschiedener Völker gilt.

6. Wien

Der Großteil der von mir interviewten Personen ist in Wien geboren bzw. im Kleinkindalter nach Wien gekommen. Wien war die Hauptstadt eines Vielvölkerstaates und ist schon lange durch eine große kulturelle Vielfalt geprägt. Die Kultur Wiens war schon Ende des 19. Jahrhunderts durch Internationalität gekennzeichnet, verschiedene Sprachen, Rituale und Lebensweisen existierten parallel und beeinflussten einander. Um die Jahrhundertwende (1900) waren lediglich 46,4 Prozent der in Wien lebenden Personen in Wien geboren. Zu dieser Zeit beherrschte ca. ein Drittel der Wiener Bevölkerung die deutsche Sprache entweder gar nicht oder nur in geringem Ausmaß. Die Vorfahren vieler „Einheimischer“ kamen erst vor rund 100 Jahren nach

Wien (Vgl. Ehalt, 2001, 71-73). Die Türken haben eine lange Geschichte in Wien, das Stadtbild ist nicht nur durch türkische Dönerbuden geprägt. Tomenendal Kerstin verfolgt in ihrem 2000 erschienenen Band beispielhaft die türkischen Spuren in Wien und beschreibt dabei etliche Sehenswürdigkeiten (Vgl. Tomenendal, 2000). Obgleich die türkische und islamische Kultur im Alltag der Wiener Straßen eine lange und selbstverständliche Tradition zu haben scheint, tauchen im Zusammenhang mit der religiösen Praxis, im Speziellen mit dem Tragen des Kopftuches, Probleme auf. Die islamische Religion dient der Betonung des „Anderen“, weshalb auf eine ausführlichere Darstellung nicht verzichtet werden kann.

7 Der Islam

Innerhalb des Islams steht der Glaube an Allah, „den einzigen und alleinigen Gott“, an vorderster Stelle. (Kerschbaum, 2003, 22) Neben dem Glauben an Allah und an bestimmte Engel, die als Boten Gottes fungieren, stehen die vier folgenden Schriften im Zentrum:

- ✓ Die Thora
- ✓ Die Psalmen
- ✓ Das Evangelium
- ✓ Der Koran

Des Weiteren gilt der Glaube an die Auferstehung, wonach die Menschen nach dem Tod auferstehen und vor ein Gericht kommen, das entscheidet ob der-/diejenige in das Paradies oder die Hölle scheidet (Vgl. Lemmen, 2000, 27, 33, 39). Zu den von Muhammad verbreiteten religiösen Pflichten, auch die fünf Säulen des Islams genannt, gehören

1. das Glaubensbekenntnis,
2. das rituelle Gebet,
3. die gesetzliche Abgabe,
4. das Fasten und
5. die Pilgerfahrt nach Mekka (Vgl. Kerschbaum, 2003, 29 -35).

Das Glaubensbekenntnis zu dem einen Gott und Muhammad als deren Gesandten kann als die bedeutendste Pflicht angesehen werden (Vgl. Kerschbaum, 2003, 30).

Die rituellen Gebete sollen ab der Pubertät täglich fünfmal abgehalten werden und sind mit einer genauen Abfolge von Körperhaltungen und Bewegungen verbunden (Vgl. Halm, 2004, 61). Meine Recherchen und Interviews zeigen jedoch, dass die täglichen Gebete im Leben von vielen in Österreich lebenden jungen „TürkInnen“ keine große Rolle spielen. Die geforderte gesetzliche Abgabe verpflichtet Erwachsene dazu, einen Teil ihres Einkommens Bedürftigen zu spenden (Vgl. Tschugguel, 2007, 127). Während des Fastenmonats Ramadan müssen alle gesunden Erwachsenen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf Trinken, Essen, Rauchen und sexuelle Betätigungen verzichten. Alte, kranke und reisende Menschen, sowie schwangere, menstruierende und stillende Frauen sind von dieser Verpflichtung weitgehend ausgenommen (Vgl. Lemmen, 2000, 64). Obgleich es derartig fixe Regeln gibt, heißt dies nicht, dass die Praxis weitaus differenzierter ist. Roald bemängelt die häufig fehlende Differenzierung der unterschiedlichen muslimischen Gruppen und führt derartige undifferenzierte Vorstellungen auf dichotome Denkweisen („us“ and „them“) zurück (Vgl. Roald, 2001, 5). Bei der Bewertung der Religion darf auch die über Jahrhunderte andauernde männliche Interpretation der islamischen Schriften nicht außer Acht gelassen werden (Vgl. Roald, 2001, 118). Durch eine ausführliche Beschreibung einer bestimmten muslimischen Gruppe soll die Diversität des Islams aufgezeigt werden.

7.2.1 Das Alevitentum

Tschugguel widmete ihre Diplomarbeit dem Alevitentum und betonte damit die Differenzen innerhalb islamischer Traditionen (Vgl. Tschugguel, 2007, 135-165). Das Alevitentum ist eine von vielen Abspaltungen des Islams und ist sowohl durch das Sunnitentum und das Schiitentum, als auch von Widersprüchen gegenüber diesen Strömungen geprägt. Die AlevitInnen sind vor allem in der Türkei ansässig (Vgl. Lemmen, 2000, 83). Ca. 15 bis 30 Prozent der türkischen Bevölkerung gehören den AlevitInnen an (Vgl. Lazelberger, 2007, 11). Bis heute kommt dieser religiösen Abspaltung keine Anerkennung als eigenständige religiöse Gruppe zu, oft werden sie den Sunniten oder anderen islamischen Bewegungen zugeordnet, was die soziale Realität verzerrt. Sie werden kontinuierlich unterdrückt und müssen Verfolgungen erdulden (Vgl. Tschugguel, 2007, 135, 154; Baumann, Evangelische Informationsstelle, 05.10.2009, 23:37). Im Gegensatz zu anderen muslimischen Gruppierungen benötigen die AlevitInnen für die Ausübung ihrer Gebete keine Moscheen. Stattdessen tref-

fen sie sich für diverse Aktivitäten in Versammlungshäusern, in denen Frauen und Männer gleichberechtigt beteiligt sind (Vgl. Tschugguel, 2007, 136). Die Gleichstellung von Mann und Frau ist im Allgemeinen sehr bedeutend. Jedoch ist auch das Alevitentum keine homogene Gruppierung ohne interne Unterschiede (Vgl. Tschugguel, 2007, 155; Baumann, Evangelische Informationsstelle, 05.10.2009, 23:37). Grundsätzlich halten sie sich weder an die fünf Säulen, noch bewerten sie den Koran als ein Gesetzbuch, sondern sehen ihn als ein kritisch zu lesendes Werk von Offenbarungen. Auch die Scharia wird im Gegensatz zu den Sunniten als islamisches Gesetzbuch abgelehnt. AlevitInnen kennen weder Pflichtgebete, noch benötigen sie zum Beten einen speziellen Raum oder eine spezielle Zeit. In Österreich gibt es sieben alevitische Vereine. Von diesen spalten sich wiederum Gruppierungen ab, wie beispielsweise die Arbeiterpartei Kurdistan. In manchen Vereinen steht die Religion und Kultur im Vordergrund, in anderen entwickelte sich eine politische Bewegung von kurdischen AlevitInnen, die sich in erster Linie als Kurden und erst an zweiter Stelle als AlevitInnen definieren (Vgl. Baumann, Evangelische Informationsstelle, 05.10.2009, 23:37). Die bedeutsamste Organisation der in Österreich lebenden AlevitInnen ist die „Föderation der Alevitengemeinden in Österreich“ (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 389).

Der Islam in all seinen Formen wird als bedeutendstes Hindernis auf dem Weg zu einer erfolgreichen Integration dargestellt. Aber was genau ist eine Integration und was für unterschiedliche Zugänge gibt es? Was für politische Ansätze hemmen eine erfolgreiche Integration?

8 Integration

Integration wird häufig als eine von dem Individuum ausgehende, einseitige Leistung betrachtet. Wenn demnach ein Individuum ausgegrenzt wird, wird dies nicht gewissen gesellschaftlichen Faktoren, sondern seiner/ihrer mangelnden individuellen Anpassung an das Einwanderungsland zugerechnet (Vgl. Bremer, 2000, 26). Solche Auffassungen widersprechen populären Definitionen. Bei dem Begriff der „Integration“ handelt es sich um eine „Vereinigung‘ von zwei oder mehreren Seiten“. (Zips, 2001, 78) „Integration“ bedeutet auf Lateinisch „Wiederherstellung eines Ganzen“ und wird in einem gebräuchlichen Fremdwörterbuch als 1. „(Wieder)herstellung einer

Einheit (aus Differenziertem); Vervollständigung“, 2. als „Einbeziehung, Eingliederung in ein größeres Ganzes“ definiert. (Dose 1990, 354) Eine Ursache, wieso sich viele MigrantInnen der zweiten und dritten Generation bis heute nicht anerkannt fühlen, liegt in der verfehlten Interpretation des Begriffes der „Integration“. Fälschlicherweise wird darunter immer wieder eine vollständige „Anpassung“, eine „Assimilierung“ verstanden. Auch knapp die Hälfte meiner Befragten setzte „Integration“ mit „Anpassung“ gleich. Der verstärkte Familiennachzug der ArbeitsmigrantInnen löste die Debatte um die Integration ihrer Kinder und Enkelkinder aus. „Integration“ wurde dabei mit Begriffen wie „Akkulturation“ und „Assimilation“ synonym verwendet (Vgl. Bremer, 2000, 26). „Assimilation“ bedeutet, dass die Ethnizität als soziales „Organisations- und Orientierungsprinzip“ einer bestimmten Gruppe verschwindet (Heckmann, 1998, 53). Der Begriff der „Akkulturation“ wurde 1938 von Herskovits eingeführt und bedeutet eine andere Kultur zu erhalten. Dieser Prozess ist dabei geprägt durch einen Druck der Geberkultur gegenüber der Nehmerkultur (Vgl. Herskovits, 1938). Wie sie aber in den vorangegangenen Definitionen erkennen können, widersprechen derartige Begriffsgleichsetzungen anerkannten und gebräuchlichen Definitionen. „Integration“ kann daher kein einseitiges Unternehmen sein, sondern hängt von einem zwei- bzw. mehrseitigen Konsens ab. Auch jüngste Beobachtungen zeigen allerdings, dass Integration in Österreich keinen wechselseitigen Prozess darstellt (Vgl. Çinar, 2004, 47, 52). Bereits Anfang der 1980er-Jahre reformulierte Esser die Theorie des eindimensionalen Integrationsprozesses und machte deutlich, dass dabei verschiedene Ebenen eine Rolle spielen. Innerhalb dieser genannten Ebenen nennt er auch die „identifikative Dimension“ (Vgl. Esser, 1980; Bremer, 2000, 27). Innerhalb der Migrationssoziologie verstand man darunter die Frage danach, ob sich der/die Eingewanderte eher als ÖsterreicherIn oder als „AusländerIn“ fühlt. Da sich diese Vorstellungen nicht bewährten, schlägt Bremer vor, die „identifikative“ durch die „normative Integration“ zu ersetzen. Innerhalb dieser „normativen Ebene“ muss sich jemand nicht ausschließlich mit Österreich identifizieren. Im Mittelpunkt steht hier die Frage, ob sich der/die Eingewanderte an den „gesellschaftlich relevanten Normen und Maßstäben“ orientiert und diese internalisiert hat. (Bremer, 2000, 27) Diese Theorie beurteilt die Integration wesentlich differenzierter und charakterisiert eine Identifikation mit dem Herkunftsland nicht von vornherein als Widersacher einer erfolgreichen Integration. Das „Problem“ der Integration wird von Seiten vieler Medien und Politiker auf die EinwanderInnen und deren Familien abgeschoben. Dass

eine Lösung von beiden Seiten ersehnt wird, zeigen gegenwärtige wissenschaftliche und politische Diskussionen (Vgl. Canatan, 1999, 50; Langenfeld, 2002, 20; Zips, 2001, 77). Die durch Politik und Medien in den Vordergrund gestellte fehlende Integration der ZuwanderInnen und deren Familien verursacht gesellschaftliche Spannungen und Konflikte, woraus die FPÖ in jüngster Vergangenheit massive Zugewinne verbuchen konnte. Bei den vorarlbergischen und oberösterreichischen Landtagswahlen 2009 konnte die FPÖ ihre Stimmen sogar verdoppeln. Speziell die FPÖ und das BZÖ greifen kontinuierlich auf populistische Dichotomisierungen zurück und instrumentalisieren diffuse Ängste (Vgl. Hafez, 2009, 106). Kulturelle Differenzen werden dabei häufig in den Vordergrund gestellt, während politischen, sozialen und ökonomischen Fakten nur wenig Beachtung geschenkt wird. Es stellt sich daher die Frage, ob die Vorstellung einer multikulturellen Gesellschaft eine unerreichbare Fiktion darstellt. Die Idee des Multikulturalismus ist es, die imaginäre Vorstellung der „national homogenen Gesellschaft kultureller Einheit“ durch die positive Hervorhebung der ethnischen Vielfalt zu ersetzen. (Radtko, 1998, 82) Im Kern dieser Idee steht die kulturelle Bereicherung inmitten eines harmonischen, „bunten“ Beisammenseins. Jedoch haben auch multikulturelle Ansätze bis dato zu keinem friedlichen Beisammensein geführt. Begegnungen zwischen der ersten Generation von EinwanderInnen und ÖsterreicherInnen beschränken sich häufig lediglich auf den Arbeitsplatz, den Wohnblock oder die Nachbarn etc. (Vgl. Beiwl, 1995, 126-128). Bezüglich der islamischen Feiertage dürfen SchülerInnen während dieser Zeit der Schule fernbleiben. Für Erwachsene gibt es in dieser Hinsicht keine vergleichbare Bestimmung. Wenn muslimische Personen an Feiertagen bzw. in der Zeit des Freitagsgebetes von der Arbeit freigestellt werden wollen, hängt dies von der Einigung zwischen ArbeitgeberIn und –nehmerIn ab (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 381).

Speziell muslimische Menschen gelten bei großen Teilen der „heimischen“ Bevölkerung als unangenehme Eindringlinge, die kein Recht darauf haben, in Österreich zu leben. Dass Österreich als ein Einwanderungsland gilt, ist vielen nicht bewusst. Oder wird diese Tatsache nur verdrängt?

8.1 Ist Österreich ein Einwanderungsland?

Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich Österreich langsam vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland. Angesichts seines Wohlstandes und der geographi-

schen Lage kann Österreich de facto als ein Einwanderungsland definiert werden, wobei sich die Herkunftsländer im Laufe der Zeit veränderten (Vgl. Muradoglu, 1993, 17; Münz, Zuser, Kytir, 2003, 20; Efinger, 1999, 25; Fassmann, Münz, 1995, 9). 1995 sind 16 Prozent der österreichischen Wohnbevölkerung nicht hier geboren (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 9). Dieser Fakt soll jedoch nicht implizieren, dass sich Österreich auch verhält wie ein Einwanderungsland. 1993 fand in Österreich, ausgelöst durch das von der FPÖ propagierte „Ausländervolksbegehren“, die größte Demonstration (seit der Gründung der zweiten Republik) statt. Ein Ziel dieses Begehrens war es, die Aussage „Österreich ist kein Einwanderungsland“ in die Verfassung aufzunehmen (Vgl. Cinar, 2004, 47, 52). Derartige Aktionen wehren sich gegen geschichtliche und gegenwärtige Fakten. Österreich sollte sich einheitlich als Einwanderungsland definieren und auch wie ein solches handeln. Dessen ungeachtet ignoriert auch die migrationspolitische Gesetzgebung die beschriebenen Tatsachen häufig.

8.2 Die gesetzliche Lage

Ein/e MigrantIn ist eine Person, die ihren Wohnsitz und ihren Lebensmittelpunkt in einem Land zugunsten eines Wohnsitzes in einem anderen Land aufgibt und in dem neu besiedelten Land wohnhaft bleibt. Bei einem/er ArbeitsmigrantIn ist die Suche nach Arbeit die ausschlaggebende Motivation zur Auswanderung. Durch seine/ihre Niederlassung in Österreich wird der/die MigrantIn ein Teil der (österreichischen) Wohnbevölkerung und wird in Folge nicht mehr MigrantIn, sondern EinwanderIn genannt (Vgl. Fassmann, Stacher, Strasser, 2003, 10). Solange ein/e so genannte/r „AusländerIn“ keine österreichische Staatsbürgerschaft hat, wird er/sie rechtlich weiterhin als „AusländerIn“ wahrgenommen (Vgl. Tschugguel, 2007, 79). Die „AusländerInnen Gesetze“ wurden ab 1990 mehrmals verändert und neu geschaffen (Vgl. Reindl, 1997, 9). In Österreich gibt es vier migrationspolitisch relevante Gesetze (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 86-90):

- ✓ das „AusländerInnenbeschäftigungsgesetz“,
- ✓ das „Fremdengesetz“,
- ✓ das Asylgesetz und
- ✓ das Aufenthaltsgesetz;

Erst 1992 entstand ein umfassendes „Fremdengesetz“ bzw. Einwanderungsgesetz, welches mit 1. Jänner 1993 in Kraft trat (Vgl. Biffl, Bock-Schappelwein, 2003, 120; Fassmann, Münz, 1995, 86-87). Im Fremdengesetz ist die Ein- und Ausreise von Fremden in Österreich geregelt. Fremd ist, wer die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzt (Vgl. FrG 1992, § 1, Abs. 1), wobei Angehörige der Europäischen Gemeinschaft mehr Rechte haben. Im Mittelpunkt dieses Gesetzes stehen Bestimmungen, die sich auf die Bekämpfung eines illegalen Aufenthaltes konzentrieren (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 87). In Verbindung mit dem Aufenthaltsgesetz regelt das „Fremdengesetz“ außerdem den Aufenthalt (Vgl. Reindl, 1997, 9). Das mit 1.1.1998 in Kraft getretene, neu reformierte Fremdengesetz ordnete eine noch stärkere Kontrolle der Einwanderung nach Österreich an und sicherte gleichzeitig das Aufenthaltsrecht von bereits mehrjährig ansässigen Menschen durch ein stufenweises Aufenthaltsverfestigungsgesetz. Das Fremdenrechtspaket 2002 stellt eine Novellierung des Fremdenrechtsgesetzes und des Asylgesetzes aus 1997 dar. Darin werden alle NeuzuwanderInnen dazu verpflichtet die deutsche Sprache zu lernen, inklusive jenen, die sich seit 1. Jänner 1998 in Österreich niederließen (Vgl. König, Stadler, 2003, 227, 231; Çinar, 2004, 52).

1993 trat nicht nur das oben genannte „Fremdengesetz“ in Kraft, es folgte zudem die erste große Reform des Aufenthaltsgesetzes, bei welchem es sich in praktischer Hinsicht ebenfalls um ein Einwanderungsgesetz handelt (Vgl. Fassmann, Münz, 1995, 88; König, Stadler, 2003, 226). Mögliche Integrationsschritte, die angesiedelten Menschen betreffend, waren hier allerdings nicht das Ziel. Im Mittelpunkt stand stattdessen die Organisation und Restriktion von Neuzuwanderungen (Vgl. König, Stadler, 2003, 226). Anstelle einer gesellschaftlichen Zusammenführung verschiedener Gruppen, bewirken viele gesetzliche Bestimmungen eine Segregation der Bevölkerung (Vgl. Çinar, 2004, 48). Auch die österreichische Staatsbürgerschaftsvergabe weicht von den Grundprämissen eines Einwanderungslandes ab, was in meinen Interviews ebenfalls als hemmender Faktor kritisiert wurde.

Staatsbürgerschaft

Die Vergabe der Staatsangehörigkeit ist ein bedeutender Schritt innerhalb des Prozesses der Integration. In Österreich gilt das „ius sanguinis“, was die Staatsbürgerschaft abhängig von der Abstammung macht (Vgl. Efinger, 1999, 28). Österreich ist

demzufolge neben der Schweiz der einzige Staat Westeuropas, dessen Einbürgerungsrecht gänzlich ohne Teile des Territorialprinzips „auskommt“. (Zips, 2001, 88)

Eine Doppelstaatsbürgerschaft ist in Österreich grundsätzlich nicht erlaubt. Wenn eine Person zehn Jahre lang einen ordentlichen Wohnsitz in Österreich hat, kann eine Einbürgerung beantragt werden. Seit dem 1. Jänner 1999 kann der Antrag unter besonderen Bedingungen bereits nach vier bzw. sechs Jahren gestellt werden (Vgl. Efinger, 1999, 28). Wer nach 6 Jahren die Staatsbürgerschaft annehmen will, muss erst nachweisen, dass er/sie „nachhaltig“ integriert ist. (Ónar, 2004, 51) Den Anspruch auf einen österreichischen Pass erwirbt man nach 15 Jahren, wobei auch hier das Prinzip „Einbürgerung als Voraussetzung der Integration“ auf den Kopf gestellt wird, da für die erfolgreiche Geltendmachung dieses Anspruches wieder Integrationsnachweise notwendig sind. Erst wenn eine Person 30 Jahre lang einen ordentlichen Wohnsitz in Österreich hat, gilt die „Integration“ als „geglückt“ genug, um den Einbürgerungsanspruch an keine weiteren Bedingungen zu knüpfen (Vgl. Ónar, 2004, 51-52). Am 23. März 2006 wurde das Staatsbürgerschaftsgesetz verschärft, was viele Proteste hervorrief. Unter anderem werden seitdem restriktivere Maßnahmen bei der Überprüfung von Einbürgerungen gefordert und die Verleihungsgebühr der Staatsbürgerschaft wurde erhöht. Des Weiteren wird nun ein schriftlicher Text verlangt, an Hand dessen vorhandene Deutschkenntnisse überprüft werden (Vgl. Tschugguel, 2007, 81). Während andere europäische Staaten in den letzten zehn Jahren die Wartefristen auf eine Einbürgerung verkürzten und/oder Doppelstaatsbürgerschaften erlaubten, hat sich in Österreich hinsichtlich einer formellen Gleichstellung von EinwanderInnen und BürgerInnen nicht viel getan. Die in Österreich vorherrschende Integrationspolitik steht im Widerspruch zu der Politik eines Einwanderungslandes (Vgl. Ónar, 2004, 51). Obwohl die meisten meiner InterviewpartnerInnen die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, genießen sie in vielen Fällen keine Anerkennung als österreichische StaatsbürgerInnen. Es stellt sich die Frage, wieso die Staatsbürgerschaft dazu nicht genügt. Trotz dieser ausbleibenden Anerkennung ist die muslimische Gesellschaft in Österreich durch eine in hohem Maße vorhandene, gemeinschaftliche Struktur geprägt.

8.3 islamische Vereine

Die bereits bestehende muslimische oder türkische Infrastruktur in Österreich umfasst Moscheen, Teehäuser und (Lebensmittel-)geschäfte. Die „islamische Förderati-

on“ bemüht sich zudem um die Einrichtung muslimischer Kindergärten (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 381). Ferner gibt es Vereine, die das Gruppenbewusstsein stärken. Die islamische Glaubensgemeinschaft (IGGiÖ), etabliert im Jahre 1979, und der Dachverband „türkisch-islamische Union für kulturelle und soziale Zusammenarbeit in Österreich“ stellen wichtige Vereine für „TürkInnen“ dar. Da sich die islamische Glaubensgemeinschaft als Vertretung aller islamischen Richtungen sieht, wird sie oft kritisiert. Denn wie bereits erläutert, ist die islamische Gemeinschaft durch Heterogenität und Pluralität geprägt (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 378). Die IGGiÖ zählt ca. 300.000 bis 400.000 MitgliederInnen und stellt somit die drittgrößte rechtlich anerkannte Religionsgemeinschaft dar (Vgl. Wikipedia, 21.10.2009, 17:00). Nach über 15 Jahren andauernder Gespräche mit der Gemeinde Wien entstand vor rund 5 Jahren ein islamischer Friedhof (Vgl. Schmidinger, 2004, 152). Die muslimische Jugend und die IGGiÖ setzen sich regelmäßig für den Dialog und eine erfolgreiche Integration ein (Vgl. Saad, 2009, 209-209). Die islamische Gemeinschaft Millî-Görüş (IGMG) fördert die Verbindung der in der Diaspora lebenden „TürkInnen“ mit der Kultur und Tradition des Heimatlandes. Bis 1995 nannte sich der Verein „Vereinigung der religionsnationalen Sicht in Europa“ (AMGT). In Deutschland organisierte der Verein Gegendemonstrationen gegen die Partiya Karkerên Kurdistan (PKK) (Vgl. Seufert, 1999, 295, 302-303). Der 2003 erschienene Migrations- und Integrationsbericht weist darauf hin, dass lediglich ein kleiner Anteil (10 – 15 Prozent) der muslimischen Bevölkerung aktiv in islamischen Vereinen ist (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 385). Da islamische oder türkische Vereine und andere Strukturen in der Praxis relativ abgespalten von der restlichen Gesellschaft fungieren, bleibt die Frage nach den Gründen dafür unbeantwortet. Neben der bereits genannten Fehlinterpretation der „Integration“ sind Abgrenzungsmechanismen vom „Fremden“ und der darauf beruhenden Diffamierungen weitere Gegebenheiten, die ein konfliktfreies Zusammenleben verhindern.

9 Abgrenzung – Fremdenfeindlichkeit - Diskriminierung

Die Mehrheit einer Gesellschaft reagiert auf die so genannten „Anderen“, die als Bedrohung der eigenen Organisation interpretiert werden, mit einer Abgrenzung und/oder Ablehnung, die sich in den verschiedensten Formen zeigen kann: Neben Vorurteilen, (systematischen) Ausgrenzungen und Diskriminierungen kann es auch

zu rassistischen Einstellungen und schließlich zu gewalttätigen Übergriffen gegenüber Minderheiten kommen (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 349).

9.1 Fremdenfeindlichkeit

Der Begriff „Fremdenfeindlichkeit“ ersetzt den älteren der „AusländerInnenfeindlichkeit“. Demgemäß soll vermittelt werden, dass sich soziale Vorurteile nicht nur auf die Staatsbürgerschaft, sondern auch auf andere Arten der Fremdheit, wie eine andere Religion, Kultur, Sprache, ethnische Herkunft oder Lebensgestaltung, beziehen können (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 349). Viele WissenschaftlerInnen begründen den unabdingbaren und notwendigen Charakter der Fremdheit mit dem Identifikationsprozess (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007; Said, 1994; u.a.). Wie Wilhelm Dupré innerhalb eines Symposiums im Jahre 1994 aufzeigt, verunsichert die Begegnung mit fremden Menschen und regt Phantasien an, die der Neuorientierung und Abgrenzung dienen (Vgl. Dupré, 1995, 263-264). Das „Fremde“ wird als Bedrohung wahrgenommen, weshalb der Umgang mit dem/r „Fremden“ vielfach zusätzlich durch Angst und Gewalt geprägt ist. Die Angst vor der Bedrohung erwächst nicht aus den gefährlichen „Fremden“, sondern aus der Fremdenfeindlichkeit selbst heraus (Vgl. Bielefeld, 1992, 9-11). Nicht die Anwesenheit der „Fremden“ führt zu Fremdenfeindlichkeit, sondern die

„[...] Fremdenfeindlichkeit schafft sich die Fremden.“ (Bielefeld, 1992, 11)

Der Begriff „AusländerIn“ wird häufig mit etwas Negativem assoziiert und wird im Alltag sehr unkritisch behandelt: Hinsichtlich EinwanderInnen aus Schweden, Deutschland oder England wird er beispielsweise seltener benutzt als in Bezug auf einen Menschen aus der Türkei (Vgl. Tosić, 2001, 108). Dies trifft auch dann zu, wenn der/die „Türke/in“ im Gegensatz zu dem/der EngländerIn seit Jahrzehnten hier lebt und/oder die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt. Das tatsächliche Maß der von den Minderheiten ausgehenden realen Bedrohung verliert in diesem Zusammenhang an Aufmerksamkeit (Vgl. Bielefeld, 1992, 11; Hall, 1994). Rein rechtlich zeichnet sich der/die „AusländerIn“ bzw. der/die „Fremde“ durch das Fehlen der österreichischen Staatsbürgerschaft aus (Vgl. Kohlbacher, Lebhart, Münz, Reeger, 2003, 342; FrG 1992, § 1, Abs. 1), was auf einen Großteil der diskriminierten und im

Rahmen dieser Arbeit untersuchten Personen nicht zutrifft. Wird von "Fremdheit" gesprochen, wird häufig vergessen, dass es sich dabei um ein doppelseitiges Konzept handelt. Die zwei oder mehreren aufeinander treffenden Personen sind sich gegenseitig fremd (Vgl. Zips, 2001, 85). In Betracht auf die Fremdenfeindlichkeit ist ebenso zwischen den unterschiedlichen „Fremden“ zu differenzieren, da verschiedene Minderheiten von jeweils anderen Vorurteilen und Diskriminierungen betroffen sind. Nachdem im Folgenden die Form und Ausdehnung der Fremdenfeindlichkeit in Österreich genauer untersucht wird, wende ich mich ausführlicher den Vorurteilen gegenüber „TürkInnen“ zu.

9.2 Fremdenfeindlichkeit in Österreich

EinwanderInnen und ihre Familien sind in Österreich Diskriminierungen in unterschiedlichen sozialen Bereichen ausgesetzt (Vgl. Volf, Bauböck, 2001). Gemäß wissenschaftlichen Untersuchungen drückt sich Fremdenfeindlichkeit in Österreich meist latent, versteckt und indirekt aus. Die Regel sind demnach verbale, herabwürdigende oder unterschwellige Äußerungen und Diskriminierungen, physische, von Gewalt geprägte Angriffe finden seltener statt (Vgl. Beiwl, 1995, 151 – 155). Diese Annahmen konnten auch in den Befragungen nachgewiesen werden. Lediglich vier von elf Personen berichteten von gewalttätigen Übergriffen. Auch der Begriff „Rassismus“ wird in der Öffentlichkeit oft vermieden. Stattdessen dienen Begriffe wie „Vorurteil“, „Stereotyp“, „Diskriminierung“ oder „Fremdenfeindlichkeit“ als tabufreie Ersatzbezeichnungen (Vgl. Reindl, 1997, 39). Grundlegende Unterschiede der beiden Begriffe werden (auch von meinen GesprächspartnerInnen) nicht wahrgenommen. Trotz dieser angeblich vordergründig latenten Ausdrucksweise kommt es in Österreich immer wieder zu öffentlichen "BürgerInneninitiativen", die sich beispielsweise gegen Asylheime wehren. Fremdenfeindliche Aufrufe, wie die von den rechten Parteien verwendeten Wahlplakate, worauf Sprüche wie „Wien darf nicht Istanbul werden“ (EU-Wahl 2004), „Pummerin statt Muezzin“ (Wien-Wahlen 2005) oder „Abendland in Christenhand“ (EU-Wahl 2009) zu lesen sind (Vgl. Hafez, 2009, 106), sind in Wien während den Wahlzeiten an jeder Ecke zu sehen und können nicht als latent bezeichnet werden.

Vor der Nationalratswahl 2006 kam man in Wien nicht darum herum, FPÖ-Plakaten mit Aufschriften wie "Österreich zuerst", "EU: Türkei-frei statt dabei", "Sichere Pensi-

onen statt Asyl-Millionen", "Deutsch statt Nix verstehn" oder "Daham statt Islam" zu begegnen (Vgl. Tagesspiegel, 28.09.2006, 19:21). „TürkInnen“ werden in Wahlkämpfen häufig vereinheitlicht, unreflektiert dem Islam untergeordnet und auf ein Problem reduziert. Beleidigende Aussagen, wie jene der FPÖ-Spitzenkandidaten Susanne Winter, hemmen ein mögliches Wohlbefinden von muslimischen Personen in Österreich. Am 13. Jänner 2008 wies sie unter anderem darauf hin, dass der Prophet Mohammed aus heutiger Sicht als Kinderschänder betrachtet werden müsse (Vgl. Hafez, 2009, 107).

Dass sich „ausländerfeindliche“ Einstellungen im Laufe der ersten Hälfte der 1990er-Jahre vermehrten, bestätigten befragte MigrantInnen im Rahmen eines Projektes. Bei der Frage nach etwaigen Behinderungen hinsichtlich eines Wohlbefindens in Österreich war „Fremdenfeindlichkeit“ die meist genannte Antwort (Vgl. Beiwl, 1995, 111).

Bei einer 1998 durchgeführten Befragung gaben ca. 40 Prozent der Befragten an, sich „durch die Anwesenheit von ‚AusländerInnen‘ selber als Fremde im eigenen Land“ zu fühlen. Umso höher die berufliche Position, das Einkommen und das Bildungsniveau, umso weniger gaben sie an, sich „fremd im eigenen Land“ zu fühlen (Lebhart, Münz, 2003, 345). Eine weitere 2001 erfolgte Untersuchung ergab, dass 34 Prozent der InländerInnen die Integrationsfähigkeit der ZuwanderInnen anzweifeln (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 345). Der 2003 erschienene Migrations- und Integrationsbericht liefert für die Jahre 1992, 1998 und 2001 Daten hinsichtlich der Einstellungen und Meinungen gegenüber „MigrantInnen“ und „Fremden“ und kommt zu Ergebnissen, die mit einer Abnahme der Fremdenfeindlichkeit gleichgesetzt werden können: Die Zahl der ÖsterreicherInnen, die in „AusländerInnen“ Menschen sehen, welche ihnen die Arbeitsplätze entwenden, ging in den 1990er-Jahren zurück und sank von 44 Prozent (1992) auf 42 Prozent (1998) und schließlich auf 25 Prozent (2001). Auch die Behauptung, durch die Anwesenheit der „AusländerInnen“ eine positive kulturelle Bereicherung zu erhalten, stieg von 30 Prozent (1992) auf 35 Prozent (1998) und letztlich auf 44 Prozent (2001). Die Anzahl derer, die gegen ein „Ausländerwahlrecht“ sind, sank demnach ebenfalls von 53 Prozent (1992) auf 23 Prozent im Jahr 2001 (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 349). 2001 wurde mittels einer Skala versucht, das Potential an Fremdenfeindlichkeit in Österreich aufzuzeigen. Man kam zu dem Ergebnis,

dass 28 Prozent der erwachsenen Bevölkerung als „fremdenfeindlich“ bezeichnet werden können. 45 Prozent waren „AusländerInnen“ gegenüber ambivalent und 27 Prozent der Einheimischen werden als „fremdenfreundlich“ eingestuft (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 353). Im Rahmen dieser Erhebung vertraten mehr Frauen (32 Prozent) als Männer (25 Prozent) fremdenfeindliche Einstellungen. Im Gegensatz dazu, sind innerhalb der Kategorie „ambivalente Einstellung, aber nicht tendenziell fremdenfeindlich“ mehr Männer (47 Prozent) als Frauen (43 Prozent) zu finden. (Lebhart, Münz, 2003, 353)

9.3 Die Rolle der Sichtbarkeit

Der Anstoß zu Kategorisierungen von Menschen liegt oft in äußeren Merkmalen. Die Sichtbarkeit fördert Vorurteile und Diskriminierungen. Die Kategorie erwächst aus wahrgenommenen Äußerlichkeiten. Bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren wiesen AutorInnen auf den wesentlichen Faktor der „visibility“ von so genannten „fremden“ Gruppen hin (Vgl. Kohlbacher, Reeger, 2003, 356). Zahlreiche Erhebungen weisen auf eine bemerkenswerte Ablehnung speziell gegenüber sichtbaren MigrantInnen hin. „TürkInnen“ genießen in diesem Zusammenhang sehr niedrige Sympathiewerte, auf Grund ihrer Äußerlichkeit fallen viele von ihnen schnell auf (Vgl. Kohlbacher, Reeger, 2003, 357). Wobei nicht vergessen werden darf, dass es auch „TürkInnen“ gibt, auf die die äußerlichen Zuschreibungen nicht zutreffen. Auch psychologische Argumentationen gehen davon aus, dass die „Sichtbarkeit“ von etwaigen Personen und Gruppen die Chance einer Verschiebung der Frustration auf Sündenböcke begünstigt (Vgl. Zick, 1997, 84). Nachdem nun das Ausmaß der Fremdenfeindlichkeit und die Rolle der Sichtbarkeit beschrieben wurden, wird nun der Frage nach der Entstehung von fremdenfeindlichen Einstellungen nachgegangen.

9.4 Erklärungen zur Entstehung der Fremdenfeindlichkeit

Erklärungen über die Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit gibt es viele. Während manche Theorien die Ursache der fremdenfeindlichen Angst und Abgrenzung als genetisch oder sozial fixiert definiert (Vgl. Ganter, 1999; Flohr, 1994), erklären andere mit Hilfe persönlichkeitspezifischen und individualpsychologischen Erklärungen (Vgl. Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson, Sanford, 1950; Lebhart, Münz, 2003, 349). Obgleich die „Angst vor dem Fremden“ und „Fremdenfeindlichkeit“ Beschreibungen von psychischen Vorgängen sind, ist die Anzahl der psychologischen Beiträge zu den

Themen „Rassismus“, „Vorurteile“ und „Diskriminierung“ vergleichsweise gering (Vgl. Zick, 1997, 14). Andere Erklärungen orientieren sich an Spannungen und Interaktionen zwischen Minderheits- und Mehrheitsgesellschaft, wobei Fremdenfeindlichkeit und ethnische Grenzziehung hier Resultate strukturell bedingter Interessen sind. Ob diese jeweiligen Interessen tatsächlich bestehen oder aus einem subjektiven Trugbild hervorgehen, ist innerhalb dieser Theorien unwesentlich (Vgl. Ganter, 1999; Held, 1991).

In weiterer Folge wende ich mich zuerst der Rolle von Vorurteilen und Stereotype zu. Da fremdenfeindliche Straftaten häufig weit verbreitete Vorurteile zum Ausdruck bringen (Zick, 1997, 14-15), dürfen sie im Rahmen dieser Arbeit nicht außer Acht gelassen werden.

10 Die Abgrenzung vom „Fremden“ durch Vorurteile und Stereotype

Die Natur des Vorurteils wird bereits relativ lange diskutiert (Vgl. Allport, 1954), und vor allem in der Soziologie und der Psychologie untersucht (Efinger, 1999, 34). Gemäß Reh binder ist ein

„[...] soziales Vorurteil jede stereotype Gefühlsreaktion gegenüber bestimmten sozialen Kategorien.“ (Reh binder zitiert in Loiskandl, 1966, 30)

Im Rahmen der Vorurteilsforschung lieferte die Sozialpsychologie verschiedene Rassismuskonzepte und empirische Forschungen zu Einstellungen gegenüber ethnischen, religiösen und sozialen Minderheiten (Vgl. Zick, 1997, 53-215). Die „klassische Vorurteilsforschung“ endete in den 1980er-Jahren und inkludierte verschiedenste Grundmodelle, welche die Grundlage der zukünftigen Vorurteilsforschung darstellen (Vgl. Zick, 1997, 56). Einige für diese Arbeit wesentliche individualpsychologische Theorien sind:

- ✓ die Theorie der Autoritäten-Persönlichkeit von Adorno (1950),
- ✓ die Frustrations-Aggressions-Hypothese und

✓ die Sündenbock-Theorie;

Innerhalb dieser Theorien werden Vorurteile als das Ergebnis der Sozialisation gesehen, im Mittelpunkt steht der identitätsstiftende Charakter (Vgl. Efinger, 1999, 37). Adornos Theorie der „Autoritäten-Persönlichkeit“ baut auf zuvor entstandenen Theorien auf (Vgl. Zick, 1997, 58 -63) und führt Vorurteile auf den Charakter des Vorurteilsträgers zurück (Vgl. Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson, Sanford, 1950). Andere individuelle Erklärungsansätze sehen in Vorurteilen eine Folge von Frustrationen, welche auf Sündenböcke verschoben werden (Vgl. Zick, 1997, 81-87). Die grundsätzliche Annahme der Frustrations-Aggressions-Hypothese besagt, dass Frustrationen zwangsläufig zu Aggressionen führen (Vgl. Zick, 1997, 82). Berkowitz reformulierte die „Frustrations-Aggressions-Hypothese“ durch die „Sündenbock-Theorie“. In seinen Publikationen lieferte er ausführliche Erklärungen zur Verschiebung der Aggression auf Sündenböcke und zur Bildung von Vorurteilen (Vgl. Berkowitz, 1962, 1972, 1990). Andere Erklärungen, die ähnlich dieser „Sündenbock-Theorie“ argumentieren, werden ebenfalls als solche bezeichnet (LeVine, Campell, 1972). Gemäß der Sündenbocktheorie empfinden manche Personen und Personengruppen ihre jeweilige gesellschaftliche Position/Situation als benachteiligt. Die für diverse Ungerechtigkeiten verantwortlichen gesellschaftlichen Prozesse sind für den/die Einzelne/n oft unerreichbar und lösen dadurch in der jeweiligen Person eine Hilflosigkeit aus. Um diesen Gefühlen entgegen zu treten, sucht man die Ursache in fassbaren Objekten, womit die eigene psychische Belastung auf „Andere“ projiziert wird. Menschen, die innerhalb der sozialen und ökonomischen Hierarchie eine niedrigere Position einnehmen, werden häufig zu Sündenböcken. Häufig können sich diese Personen nur in kleinem Maße bis gar nicht verteidigen, da sie beispielsweise durch die relativ kleine Größe ihrer Gruppe gekennzeichnet sind (Vgl. Hort, 2007, 59-60). Während einige Studien die Wechselbeziehung zwischen Frustrationen und Vorurteilen bestätigen (Bettelheim, Janowitz, 1964 u. a.), führen andere Untersuchungen zu keinen bedeutsamen Korrelationen der beiden Begriffe (Vgl. Hodge, Treimann, 1966; Patchen, 1977 u. a.). Berkowitz' „Sündenbock-Theorie“ steht im Widerspruch zu intergruppalen Thesen, welche innerhalb der „modernen Vorurteilsforschung“ während der 1980er-Jahre im Zentrum des Interesses standen (Vgl. Zick, 1997, 212). Diese neue Strömung löste die so genannte „klassische“ ab bzw. ergänzte sie (Vgl. Zick,

1997, 57). Innerhalb dieser „modernen“ Theorien, wie beispielsweise dem „social identity approach“, wird die besondere Beziehung zwischen Vorurteilen und diskriminierendem Verhalten sichtbar (Vgl. Zick, 1997, 119 – 144). Auch Stereotype werden mit diskriminierendem Verhalten in Verbindung gebracht. Laut Eriksen stellen Stereotype Kriterien für Klassifikationen bereit, die dem Individuum helfen, komplizierte und komplexe Strukturen zu ordnen. Laut ihm dienen Stereotype auch dazu, unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen und anderen Privilegien zu rechtfertigen und zugleich die Überlegenheit der „eigenen“ Gruppe zu unterstreichen (Vgl. Eriksen, 1993, 23-25).

Da zwischen Vorurteilen und Stereotype nur selten unterschieden wird (Vgl. Hort, 2007, 31), kann ich bei der Aufarbeitung der bisherigen Erkenntnisse ebenfalls nicht durchgehend differenzieren, da sich die Definitionen der beiden Begriffe in vielen Publikationen überschneiden und somit synonym verwendet werden (Vgl. Zick, 1997, 45). Obgleich der Begriff „Stereotyp“ innerhalb der sozialpsychologischen Forschung einen eigenen Forschungsbereich einnimmt, spielt er außerhalb von dessen nur eine geringe Rolle (Vgl. Zick, 1997, 44). Eine heute noch anerkannte Definition des Begriffes „Stereotyp“ lieferte Quasthoff bereits 1973:

„Ein Stereotyp ist der verbale Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung. Es hat die logische Form eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional-wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu- oder abspricht.“ (Quasthoff 1973, 31)

Verschiedenste Definitionen erklären Stereotype als kognitive Konzepte,

„[...] die Generalisierungen über andere Personen und Gruppen von Menschen darstellen.“
(Zick, 1997, 44)

Dabei drängt sich die Frage nach der Ausprägung von Vorurteilen und Stereotypen auf: Stellen sie individuelle oder gesellschaftliche Meinungen dar?

10.1 Vom individuellen zum gesellschaftlichen Vorurteil (Stereotyp)

Verschiedenste Studien zeigen, dass durch Fremdenfeindlichkeit motivierte Straftaten meistens Gruppenhandlungen sind, wobei das Klima in diesen jeweiligen Gruppen häufig mit Vorurteilen versehen ist (Vgl. Zick, 1997, 39). Die sozialpsychologische Vorurteilsforschung konzentrierte sich lange Zeit hauptsächlich auf das Individuum. Das Vorurteil galt als individuelle Eigenschaft innerhalb eines spezifischen Persönlichkeitstyps. Auch die „Authorian Theory“ von Theodor Adorno geht von einer vorurteilsbehafteten und voreingenommenen Persönlichkeit aus (Vgl. Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson, Sanford, 1950; Hort, 2007, 58). Da viele Stereotype einen breiten und stabilen Konsens aufweisen, empfiehlt es sich, den Begriff des Stereotyps nicht nur aus einer individualpsychologischen Sichtweise zu durchleuchten. Auch Witte ist dieser Ansicht und definiert das Stereotyp als

„[...] eine sozial erworbene und kulturell verankerte Stellungnahme kognitiver und affektiver Art, verbunden mit der Erwartung von Verhaltensweisen, die zwischen Makrosystemen und Gesamtgesellschaften differenzieren.“ (Witte, 1989, 261)

Diese und ähnliche Definitionen gehen davon aus, dass Fremdbilder nicht zwangsläufig neu entwickelt werden müssen, sondern als so genannte „Gruppenkonzepte“ gespeichert bleiben und nicht aus eigenen Erlebnissen und Erfahrungen heraus entstehen müssen (Hort, 2007 16):

„Anhand von Sozialisationsprozessen werden diese von den Mitgliedern der Gesellschaft häufig fraglos internalisiert und akzeptiert.“ (Hort, 2007, 16-17)

Vorurteile können also nicht nur individuelle Einstellungen, sondern auch gesellschaftliche Ideologien spiegeln. Als kulturell ist ein Stereotyp dann zu bezeichnen, wenn es in der Gesellschaft etabliert und offenkundig erkennbar ist und auf einen breiten Konsens stößt. Durch die Ihnen zukommende Macht können kulturelle Stereotype soziale Interaktionen in einem gewissen Maße lenken (Vgl. Hort, 2007, 29). Während das Selbstbild die Vorstellungen über „Andere“ bestimmt, bewirkt der soziale und kommunikative Konsens gleichzeitig eine Bestätigung und Bekräftigung der

eigenen Wahrnehmung und Vorurteile. In Folge fühlt sich das Individuum in der Gruppe, die seine Einstellungen teilt, anerkannt, akzeptiert und dadurch zugehörig (Vgl. Hort, 2007, 18). Stereotype entstehen also innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes und verweisen auch auf diesen (Vgl. Hort, 2007, 29). Vorurteile entsprechen häufig den jeweiligen sozialen Normen einer Gesellschaft und werden dadurch unreflektiert übernommen (Vgl. Hort, 2007, 62). Der Begriff des Vorurteils wird meist auf ethnische Vorurteile begrenzt (Vgl. Zick, 1997, 39). Zick Andreas definiert in Anlehnung an vorangegangene Begriffsbestimmungen negative ethnische Vorurteile folgendermaßen, wobei diese Definition repräsentativ für etliche Definitionen in der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung steht (Vgl. Brewer, 1994; Six, Schütz, 1995; Brown 1995):

„Negative ethnische Vorurteile bezeichnen die Tendenz eines Individuums, ein Mitglied einer Outgroup oder die Outgroup als ganze negativ zu beurteilen und damit die Ingroup, zu der sich das Individuum zugehörig fühlt, positiv zu beurteilen. Ethnische Vorurteile sind negative Einstellungen, die stabil und konsistent sind. Diese Einstellungen werden gegenüber Mitgliedern einer ethnischen Outgroup geäußert.“ (Zick, 1997, 39)

Unter einer ethnischen Minderheit wird in diesem Zusammenhang eine Herkunftsgruppe verstanden, deren ethnische Zugehörigkeit weitgehend durch eine nationale Herkunft bestimmt ist und dadurch zu einer (nationalen) Outgroup wird (Vgl. Zick, 1997, 39), wie auch im Falle der „türkischen“ Minderheit in Österreich.

Die von Vorurteilen betroffene Gruppe/Person wird von der Gruppe/Person, die ihr Vorurteile entgegenbringt/en lediglich durch wenige Eigenschaften beschrieben. Die vermeintlichen charakteristischen Merkmale werden allen Mitgliedern der jeweiligen Gruppe zugeschrieben und meist resistent wahrgenommen. Die mit Vorurteilen versehene Gruppe wird von der „eigenen“ Gruppe strikt abgegrenzt, wobei die so genannte „Outgroup“ als homogen gesehen wird. Vorurteile können mit konsensualen Urteilen gleichgesetzt werden (Vgl. Zick, 1997, 38). Auf Grund ihres oft subtilen Charakters werden sie oft nicht früh genug erkannt (Vgl. Zick, 1997, 14-15).

Damit etwaige Ungleichheiten und Gemeinsamkeiten zwischen dem „Vorurteil“ und dem „Stereotyp“ nicht gänzlich umgangen werden, finden sie im Folgenden zwei eigene Kapitel, in denen einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufgelistet sind.

10.2 Einige Gemeinsamkeiten von Vorurteilen und Stereotype nach Hort

- ✓ Sowohl das Vorurteil, als auch das Stereotyp, resultieren aus einer „*beschränkten Informationsverarbeitung*“.
- ✓ Beide beeinflussen die Aufnahme und Verarbeitung von Informationen,
- ✓ dienen als „*Orientierungsmuster*“,
- ✓ enthalten in ihrem „*relationalen Charakter*“ eine normative und bewertende Komponente,
- ✓ dienen der Identitätsbildung und Abgrenzung,
- ✓ sind „*soziokulturell variabel*“ und
- ✓ entstehen innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes.
- ✓ Durch Vorurteile und Stereotype entstehen des Weiteren Dichotomien von „Wir“ und den „Anderen“. Die soziale Welt wird kategorisch eingeteilt, wobei individuelle und persönliche Unterschiede umgangen werden (Hort, 2007, 63).
- ✓ Wesentlich ist, dass Vorurteile und Stereotype viele Ursachen haben (Hort, 2007, 58).

Es darf nicht vergessen werden, dass Vorurteile und Stereotype besonders über Medien gezielt eingesetzt werden, um Einstellungen und Meinungen innerhalb der Gesellschaft manipulieren zu können.

10.3 Differenzierungen zwischen Vorurteil und Stereotyp

Wenn ein Individuum von bestimmten gesellschaftlichen und kulturellen Stereotype überzeugt ist, können Vorurteile entstehen, wobei die Kausalität vom Stereotyp zum Vorurteil nicht zwingend ist (Vgl. Hort, 2007, 31, 33). Vorurteile gelten in differenzierter Hinsicht als Generalisierungen negativer Stereotype (Vgl. Zick, 1997, 38), was für eine genauere Definition der Unterschiede zwischen den Begriffen spricht.

Stereotype können entweder positiv oder negativ sein (Vgl. Hort 2007, 16; Zick, 1997, 44), während Vorurteile in den meisten Definitionen von vornherein als negativ verstanden werden (Vgl. Zick, 1997, 38, 44). Loiskandl weist dennoch bereits 1966

darauf hin, dass auch Vorurteile nicht zwingend negativ behaftet sein müssen (Vgl. Loiskandl, 1966, 29). Erst durch die Orientierung an bestimmten Werten ergibt sich das Negative an Vorurteilen (Vgl. Loiskandl, 1966, 30). Auch für andere WissenschaftlerInnen implizieren Vorurteile eine negative Bewertung, wogegen Stereotype allgemeine Wahrnehmungsurteile über bestimmte Personen(gruppen) sind (Vgl. Reindl, 1997, 38).

Innerhalb der beschriebenen gruppenpsychologischen Ansätze ist auch der Ethnozentrismus einzuordnen. Da Vorurteile oft auf ethnozentrischen Einstellungen beruhen, stellt der Ethnozentrismus ein wesentliches Merkmal innerhalb der Vorurteilsforschung dar (Vgl. Zick, 1997, 40).

10.4 Ethnozentrismus

Sumner führte den Begriff „Ethnozentrismus“ 1906 in die Sozialwissenschaften ein (Vgl. Zick, 1997, 39). Ethnozentrismus tritt laut ihm in Erscheinung, wenn ethnische Gesellschaften (oder Nationen) ihre eigene Gruppe als Mittelpunkt von allen betrachten und von diesem Zentrum aus „andere“ Gruppen bewerten (Vgl. Zick, 1997, 39). Die „eigene“ Gemeinschaft wird durch diesen Prozess aufgewertet und zum Orientierungsmaßstab bei der Beurteilung von „Anderen“. Dementsprechend werden Eigenschaften und Merkmale in dem Maße positiver beurteilt, in welchem sie der „eigenen“ Gruppe auch inhärent sind (Zick, 1997, 40). Im Gegensatz zu gegenteiligen Annahmen, weist Zick darauf hin, dass jene Gemeinschaft, der Ethnozentrismus entgegen gebracht wird, nicht zwingend als fremd angesehen werden muss (Vgl. Zick, 1997, 40). Flohr analysiert Ethnozentrismus wie folgt:

„Ethnozentrismus sei hier verstanden als empirisch mangelhaft fundierte, (kognitiv und affektiv) positive Bewertung der eigenen Ethnie nebst negativer Bewertung anderer Ethnien, unter Umständen verbunden mit der Bereitschaft zu entsprechendem Handeln (Begünstigung bzw. Diskriminierung).“ (Flohr, 1994, 73)

Unter ethnischen Gruppen versteht Flohr in diesem Zusammenhang Gemeinschaften, die durch die Existenz eines ethnischen Bewusstseins und dem Willen zur Einheit mit gleichzeitiger Abgrenzung zu anderen Ethnien gekennzeichnet sind (Vgl. Flohr, 1994, 63-64). Straube kommt in ihren Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass Deutsche und in der Türkei lebende TürkInnen „ihren Lebensstil zum Maßstab des-

sen, was richtig ist,“ machen und somit türkische MigrantInnen als „Andersartige“ ausgrenzen. Deutsche konstruieren dabei Gegenbilder zu ihren „positiven deutschen Werten“ und projizieren diese auf türkische MigrantInnen. (Straube, 2000, 170-183)

Um spezifische Vorurteile genauer analysieren zu können, werden in den folgenden Abschnitten jeweils Vorurteile gegenüber „AusländerInnen“, „TürkInnen“ und islamischen Menschen erläutert. Weil (kopftuchtragende) Frauen in gesteigertem Maße Voreingenommenheiten ausgesetzt sind, ist dem Kopftuch und islamischen Frauen ein Extrateil gewidmet.

10.5 Vorurteile gegenüber „AusländerInnen“

Da türkischen EinwanderInnenfamilien gemeinsam mit anderen Gruppen häufig der homogene Begriff der „AusländerInnen“ zugeschrieben wird, ist es notwendig, auch Vorurteile über „AusländerInnen“ im Allgemeinen anzusprechen. Das Dr. Karl Renner Institut brachte im Jahr 1990 einen Band heraus, in dem Vorurteile gegenüber „AusländerInnen“ aufgelistet und kritisiert werden. Unter anderem analysierten die AutorInnen das Vorurteil „Die Ausländer nutzen unser Sozialsystem aus“. Ein Gegenargument stellt eine ExpertInnenschätzung dar, die zu dem Ergebnis kommt, dass die den ÖsterreicherInnen zugutekommende Differenz der „Einzahlungen von und Auszahlungen an Gastarbeiter in die Arbeitslosenversicherung mit 3,5 Milliarden Schilling (1974-1988)“ zu beziffern ist. (Bari, Buček, Mayer, 1990, 5) Zudem werden viele andere Vorurteile ausgeforscht und analysiert („Die Ausländer sollen sich mehr anpassen.“, „Die Ausländer haben eine zu fremde Religion.“, „Heirate keinen Ausländer, der unterdrückt dich nur.“ etc.) (Vgl. Bari, Buček, Mayer, 1990).

10.6 Vorurteile gegenüber „TürkInnen“

Bevor ich mich mit dem empirischen Teil meiner Arbeit beschäftigte, recherchierte ich in bereits Publiziertem auch über das Vorhandensein und die Widerlegung von Vorurteilen gegenüber „TürkInnen“. Das meiner Ansicht meiste verbreitete Vorurteil über „türkische“ Personen ist, dass sie im Voraus dem Islam zugerechnet werden, obwohl de facto nicht jede/r „Türke“/“in“ dem Islam angehört (Vgl. Lazelberger, 2007, 10). Der Begriff des „Türken“ wird des Weiteren mit „Macho“, „Pascha“ und „Frauenunterdrücker“ assoziiert (Vgl. Straube, 2000, 173). Eine im Jänner 2006 eingereichte Diplomarbeit von Frau Sabine Begusch befasst sich mit der Verbreitung von Vorurtei-

len gegenüber TürkInnen in österreichischen Wochenzeitschriften. Untersucht wurden die Zeitschriften „Format“ und „NEWS“. In dieser Untersuchung wurde ersichtlich, wie beispielsweise die Überschriften von 30 untersuchten Artikeln in „NEWS“ zu 40 Prozent negative Formulierungen bezüglich der Türkei enthielten. Die Bilder in diesen Artikeln waren häufig mit Stereotypen, wie kopftuchtragenden Frauen, betenden Menschen oder Moscheen versehen. In einer Aufzählung von in „NEWS“ verwendeten Benennungen und Wörtern bezüglich der Türkei, stellt sich heraus, dass der Großteil der negativen Begriffe mit der politischen, kulturellen und religiösen Situation der Türkei und TürkInnen in Zusammenhang steht. Darunter sind beispielsweise Aussagen zu verstehen, die auf die Unvereinbarkeit von der Türkei und dem christlichen Wertesystem Europas abzielen (Vgl. Begusch, 2006, 69, 80-91). „TürkInnen“, die bereits etliche Jahre bzw. ihr (beinahe) ganzes Leben hier in Österreich verbrachten und auch weiterhin hier leben möchten, werden immer noch mit Stereotypen in Verbindung gebracht, die sich auf ihr Heimatland beziehen. Entgegen der den „TürkInnen“ oft zugeschriebenen hohen Religiosität, ergab die Studie von Nauck und Steinbach, dass Religionserziehung bei türkischen Familien eine weitaus unbedeutendere Rolle einnimmt, als bei italienischen und griechischen EinwanderInnenfamilien. Während bei den letztgenannten Empathie und Religionserziehung im Mittelpunkt der Erziehung stehen, sind für türkische Familien Empathie und Leistung die wesentlichsten Komponenten. Betrachtet man die Bedeutung von Strenge innerhalb der Erziehung, so wird diese von italienischen, griechischen und türkischen MigrantInnen als gleichermaßen wichtig eingeschätzt. Im Vergleich zu den anderen Nationen sind die bildungsspezifischen Hoffnungen, die Eltern gegenüber ihren Kindern haben, innerhalb der türkischen Familien höher (Vgl. Nauck, Steinbach, 2001, 75-76).

10 7 Vorurteile gegenüber „türkischen“, „islamischen“ Frauen

Speziell in Bezug auf „türkische“ oder „islamische“ Frauen gibt es eine weit verbreitete Voreingenommenheit, die ich an dieser Stelle theoretisch aufarbeiten möchte. Vorurteile, die unreflektiert der „islamischen“ Frau im Allgemeinen, der „türkischen“ im Speziellen entgegengebracht werden, sind Gehorsamkeit, Unterwürfigkeit, geringe Bildung und das demütige(nde) Tragen des Kopftuches (Vgl. Kerschbaum, 2003, 38; Tschugguel, 2007, 13). Die Türkin wird als unfreies und ausgebeutetes Opfer

betrachtet, welches benachteiligt wird und gehorsam gegenüber ihrem Mann sein muss (Vgl. Straube, 2000, 173).

Auch in der bereits oben erwähnten Analyse der Wochenzeitschrift „News“ stellt Begusch fest, dass besonders die Frauensituation negativ beschrieben wird (Vgl. Begusch, 2006, 86-97). Sie beobachtete eine einseitige Darstellung von Türkinnen, wobei Frauen

„[...] meist als ‚gehorsam‘, ‚unterdrückt‘, ‚rückständig‘ und ‚ungebildet‘ dargestellt [...]“ werden. (Begusch, 2006, 97)

Tatsächlich finden wir im Koran so genannte Verpflichtungen, welche die Gehorsamkeit der muslimischen Frau gegenüber ihrem Mann betreffen (Vgl. Roald, 2001, 171). Dabei wird jedoch ignoriert, dass etliche islamische Frauen diesen Vorstellungen nicht entsprechen. Benazir Bhutto zeigt durch ihre politische Partizipation beispielhaft, dass es auch Gegenbeispiele gibt. Entgegen dem in der Sharia enthaltenem Verbot einer weiblichen Führerschaft, gab es in der Geschichte der muslimischen Gesellschaft viele respektierte Frauen in Leitungspositionen. Auch in der heutigen Zeit finden wir in der Türkei, in Bangladesch und in Pakistan Beispiele der weiblichen Staatsleitung (Vgl. Roald, 2001, 185).

Entgegen den Vorurteilen, dass „türkische“ Frauen im Gegensatz zu anderen in höherem Maße von ihren Vätern und Männern unterdrückt werden, diesen gehorchen müssen und sich außer Haus nicht frei bewegen dürfen, entdeckten Nauck und Steinbach im Rahmen ihrer Forschungen über italienische, griechische, vietnamesische und türkische MigrantInnenfamilien, dass außerhäusliche Aktivitäten von Mädchen bei allen untersuchten Gruppen geringer gefördert werden als bei den Söhnen. Der Unterschied ist jedoch bei türkischen EinwanderInnenfamilien am signifikantesten. Er kam überdies zu dem Ergebnis, dass von türkischen Töchtern deutlich mehr Mitarbeit im Haushalt erwartet wird (Vgl. Nauck, Steinbach, 2001, 73-75).

Interessant ist ebenfalls, dass die westliche Vorstellung der islamischen Welt während des Mittelalters bis in die Zeit des viktorianischen Puritanismus mit einem Ort der „ungezügelter sexuellen Leidenschaft“ geprägt war. (Heine, 1996, 187) Pseudo-

wissenschaftliche Berichte dienten dabei oft nur der Befriedigung pornographischer Interessen. Einhergehend mit der in westlichen Ländern voranschreitenden Änderung der Stellung der Frau hin zur sexuellen Freiheit, wurde das Bild über den Islam revidiert. Plötzlich galt der Islam bzw. die ihm angehörenden Personen als prüde und als sexuell eingeschränkt (Vgl. Heine, 1996, 187). Innerhalb diversen medialen und politischen Aussagen über die „unterdrückte türkische Frau“ werden oft Gegenbeispiele außer Acht gelassen. Obwohl es viele erfolgreiche „türkische“ Frauen gibt, wird selten über sie berichtet. Bereits 1895 erschien beispielsweise eine Frauenzei- tung der Schriftstellerin Fatma Aliye. Auch feministische „TürkInnen“, wie beispiels- weise Huda Scharawi, die die Vereinbarkeit der Emanzipation der Frau und dem Is- lam repräsentieren, werden in vielen Berichten oft ausgeklammert (Vgl. Akashe- Böhme, 1997, 66-68; Hackensberger, 2008, 73-77). Auch Atatürks Reformen, wie die Abschaffung der Polygamie, die Festlegung des Mindestalters bei der Eheschlie- ßung, gleichgestellte Rechte bezüglich einer Scheidung und dem Sorgerecht für die Kinder und das 1934 eingeführte aktive und passive Wahlrecht für Frauen, zeugen nicht von einem rein frauenunterdrückendem Staat, wie dieser oft beschrieben wird (Vgl. Akashe-Böhme, 1997, 66-67). Auch in der türkischen Verfassung werden viele Rechte für Frauen festgehalten, wobei das keineswegs implizieren soll, dass diese auch in der gesamten Türkei verwirklicht sind. Auch in anderen europäischen Staa- ten werden Frauen, trotz bestehender Gesetze, nicht gleichberechtigt behandelt. Entgegen dem unter Strafe stehenden Verbot der Polygynie, gibt es in ländlichen Gebieten der Türkei durchaus Männer, die zwei Frauen heiraten. Auf der anderen Seite gibt es auch viele, die ein dem westlichen Modernitätsbegriff entsprechendes Lebens führen. Die Heterogenität innerhalb der türkischen Gesellschaft darf nicht vergessen werden. Durch die vermehrte Berufstätigkeit der Frau veränderte sich die soziale Rollenverteilung. Was die Großfamilie in der Türkei betrifft, ist diese immer mehr am Verschwinden. Die bereits 1923 von Atatürk eingeleitete Säkularisierung zeigt ihre Spuren heute in der politischen Mitwirkung von Frauen in städtischen Be- reichen, wobei es zumindest vorübergehend auch eine weibliche Regierungschefin gab (Vgl. Akashe-Böhme, 1997, 78-80). Wenn Medien über Zwangsheiraten von „TürkInnen“ berichten, wird dafür regelmäßig die Religion verantwortlich gemacht, was in keinsten Weise begründet ist. Laut Hackensberger und anderen liegt der Grund für Zwangsheiraten in sozialen Bedingungen, wie patriarchalisch geprägten Ritualen und Traditionen, auf deren Weiterführung meist die Männer bestehen. Es

sollte nicht vergessen werden, dass arrangierte Hochzeiten nachweislich auch im westlichen Europa bis in die 1960er-Jahre praktiziert wurden (Vgl. Hackensberger, 2008, 103). Bezüglich des Vorurteils, dass „türkische“ Frauen viel zu jung zwangsverheiratet werden, weist die Islamkennerin Rita Breuer darauf hin, dass sich das durchschnittliche Heiratsalter in islamischen Ländern in den letzten Jahrzehnten erhöht hat (Vgl. Breuer, 1995, 19).

10.7.1 Das Kopftuch

Medienberichte über Migrantinnen werden häufig von Bildern mit kopftuchtragenden Frauen begleitet (Vgl. Ćnar, 2004, 69). Das Kopftuch symbolisiert dabei die Präsenz des Islams in Europa. Die Assoziation Kopftuch und Islam wird in Berichterstattungen als selbstverständlich angesehen. Neben Fotos von bedeckten Frauen finden sich immer wieder Beschreibungen über die unter Männerunterdrückung leidende „Migrantin“ (Vgl. Ćnar, 2004, 69). Obwohl das Kopftuch von geistlichen Christinnen als etwas Positives, als ein Symbol der Reinheit und des Friedens, dargestellt wird, wird muslimischen Frauen, neben der religiösen Ergebenheit, eine Rückständigkeit und Unterwerfung gegenüber ihrem Mann bzw. den Männern im Allgemeinen zugeschrieben (Vgl. Roald, 2001, 254, 258). Dabei wird der moderne Charakter des Tuches ignoriert. Das Kopftuch wird nicht nur aus rein religiösen oder unterdrückenden Gründen getragen, sondern kann auch ein Ausdruck von politischem Protest oder Mode sein. Hackensberger weist darauf hin, dass das Kopftuch heute als feministisches Statement eine Renaissance erlebt. Unter anderem wollen Frauen damit ungebetene Avancen von Männern vermeiden (Vgl. Akashe-Böhme, 1997, 91; Hackensberger, 2008, 73, 160-161).

10.8 Vorurteile gegenüber dem Islam und islamischen Menschen

Der Streit um unterschiedliche Religionen diente im Laufe der Geschichte bei etlichen Auseinandersetzungen als Anstoß bzw. Vorwand Krieg zu führen. Innerhalb der Abgrenzung von „TürkInnen“ spielt er ebenfalls eine wesentliche Rolle. Die „Andersartigkeit“ wird in erster Linie über die Religion begründet.

„Es läßt sich zeigen, daß die Kategorie des Fremden im neuzeitlichen Sinne zumindest implicit eine religiöse Kategorie ist.“ (Körtner, 2000, 6)

Die gegenwärtige gesellschaftliche Realität Österreichs ist durch eine inhärente Islamophobie gekennzeichnet (Vgl. Langthaler, 2001, 99).

„Der Begriff der Islamophobie definiert eine Abneigung gegenüber MuslimInnen aus dem Grund, dass sie MuslimInnen sind.“ (Kübel, 2009, 134)

Die westliche Abneigung gegenüber dem Islam ist kein neuartiges Phänomen, die Ereignisse am 11. September 2001 verstärkten sie lediglich. Die Wurzeln dieser Strömung liegen zeitlich weit zurück: Die europäische feindlich gesinnte Vorstellung des „Anderen“ vertraten bereits im Mittelalter der Islam und der Orient. Bereits seit dem frühen Mittelalter wird die Verbreitung des Islams mit einer für den Westen bedrohlichen Macht und einem gefürchteten Krieg assoziiert. Auslöser dieses Bildes sind die Kreuzzüge des elften Jahrhunderts. Während des vierzehnten Jahrhunderts spezifizierte sich das Feindbild auf die ottomanischen TürkinInnen und AraberInnen. Zu dieser Zeit wurde die islamische Welt auf die Quelle der religiösen und politischen Probleme Europas reduziert (Vgl. Muradoglu, 1993, 39; Dostal, 1995, 283). Der Islam galt schon im Mittelalter und in der Renaissance als

„[...] demonic religion of apostasy, blasphemy and obscurity.“ (Said, 1981, 5)

Der Prophet Mohammed wurde dabei als Betrüger dargestellt,

„[...] dessen Leben von Gewalt und einer ungezähmten Sexualität geprägt sei.“ (Muradoglu, 1993, 39)

Bereits damals wurde der Islam mit Krieg, Gewalt und Aggression gleichgesetzt (Vgl. Muradoglu, 1993, 39; Heine, 1996, 52-53, 185). Eine Ursache der Islamophobie in Österreich ist die Xenophobie gegenüber türkischen MigrantInnenfamilien, welche von politischen Parteien und Medien kontinuierlich vorangetrieben wird (Vgl. Kübel, 2009, 128-130). Beispielhaft dafür, ist die Entwicklung des „Nachbarschaftskonfliktes“ im 20. Wiener Bezirk. Das seit 1996 bestehende Kulturzentrum der türkisch-islamischen Union für kulturelle und soziale Zusammenarbeit in Österreich stellte bereits im selben Jahr einen Antrag auf einen weitläufigeren Ausbau des Gebäudes. Auf Grund genereller Ablehnungen zog der Verein sein Ansuchen zurück und stellte

erst 2007 ein neues Ansuchen bezüglich des erweiterten Ausbaus. Bis zu dem Zeitpunkt befanden sich in dem Zentrum unter anderem ein Speisesaal, ein Gebetsraum, ein Supermarkt und ein Friseur. Bereits einen Monat nach dem erneuten Antrag (Mai 2007) bildeten mehrere AnrainerInnen Gemeinschaften, um gegen das geplante Unternehmen anzukämpfen. Im Juli 2007 bildete sich sodann die „BürgerInneninitiative Dammstraße“, deren dazugehörige Homepage den Namen „moschee-ade“ enthielt. Am Anfang des Konfliktes wurde in einer infrastrukturellen Weise argumentiert, wobei Themen wie Lärm, Verkehr und Parkplatznot im Vordergrund standen. Die „BürgerInneninitiative“ wurde im Laufe des Sommers 2007 durch die ÖVP und die FPÖ unterstützt. Innerhalb weniger Monate änderte sich die Argumentation und Artikulation weg von infrastrukturellen Themen hin zu islamfeindlichen Parolen. Während dieser Zeit verschiebt sich der Konflikt von einer öffentlich-strukturellen Begründung in Richtung einer integrationspolitischen Argumentation, wobei hier den vornehmlich türkischen MigrantInnen mangelnde Integrationsfähigkeit vorgeworfen wird. Am 13. September 2007 eskalierte der Konflikt bei einer Demonstration in islamfeindlichen Parolen, an der auch rechtsradikale Gruppen teilnahmen. An Hand dieses Beispiels ist erkennbar, wie scheinbare infrastrukturelle Probleme als Ausweichmöglichkeit für ausgrenzende und islamfeindliche Argumente benutzt werden (Vgl. Kübel, 2009, 127-132). Die Politik der blauen (FPÖ) und der orangen (BZÖ) Partei Österreichs beschränkt sich oft auf die Hervorhebung der kulturellen und religiösen Gegensätze. Die „eigenen“ Werte müssen vor den „fremden“ geschützt werden, wobei das „Fremde“ fortwährend mit dem Islam, der anderen Religionszugehörigkeit, assoziiert wird. Die Islamophobie entsteht also nicht aus der Gesellschaft selbst heraus, sondern durch Projektionen auf Sündenböcke. Rechte Parteien nützen die Politik- und Systemverdrossenheit der Bevölkerung und vermarkten diese als Islamfeindlichkeit (Vgl. Kübel, 2009, 136-137). Leider stellt dieser Sachverhalt keinen Einzelfall dar. Sobald in Österreich der Plan einer Minarette oder einer anderen islamischen Einrichtung publik wird, wehren sich „österreichische BürgerInneninitiativen“ vehement dagegen. Beispielhaft dafür, war die in den Kinderschuhen stehende Planung eines Minaretts in Bludenz, Vorarlberg. Sogleich nach Bekanntwerden eines geplanten Minaretts gerieten Unterschriftenlisten und Sammel-SMS und –Emails gegen den Bau in den Umlauf. Ich persönlich habe eine solche hetzerische SMS erhalten, noch bevor ich von dem geplanten Bau erfuhr. Auch Ansässige in Telfs, Tirol, wehrten sich heftig gegen den Bau eines Minaretts in ihrer Gemeinde (Vgl. Lazelberger, 2007).

Abseits von gesellschaftlichen Diskriminierungen und Vorurteilen wird dem Islam auch auf gesetzlicher Ebene nur wenig Anerkennung entgegengebracht. Innerhalb der EU gilt der Islam lediglich in Österreich und Belgien als anerkannte Religionsgemeinschaft (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 376). Neben anderen Religionen wird der Islam am stärksten mit einem Hindernis gegenüber gesellschaftlicher und politischer Integration assoziiert. Die Ereignisse des 11. Septembers 2001 brachten in diesem Zusammenhang keine Verbesserung (Vgl. Kroissenbrunner, 2003, 375). „TürkInnen“ werden in Zeitungsartikeln oder anderen Medien oft unreflektiert der arabischen oder islamischen Welt zugezählt. Da „türkisch“ dabei immer wieder mit islamisch gleichgesetzt wird, sind „TürkInnen“ automatisch mit Vorurteilen gegenüber dem Islam konfrontiert. Dass in der Türkei vorwiegend MuslimInnen leben, heißt nicht, dass sie mit AraberInnen gleichgestellt werden dürfen, was oft der Fall ist. Die arabische Welt, zu der die Türkei immer wieder zugezählt wird, wird oft als Synonym für die islamische Welt benützt. Nicht zuletzt ist auch die arabische Welt in sich inhomogen. Genauso wie die arabische Welt fälschlicherweise vereinheitlicht wird, wird allen islamischen Ländern, inklusive der Türkei, eine gemeinsame, einheitliche islamische Kultur zugeschrieben. Eine derartige homogene islamische Kultur gibt es jedoch nicht. Die vielen verschiedenen Interpretationen des Islams weichen erheblich voneinander ab (Vgl. Hackensberger, 2008, 37, 183). Beispielsweise wird die im Iran vorherrschende theologische Richtung der Schiiten hier in Österreich von den überwiegend dem Sunnitentum angehörenden Personen kaum vertreten (Vgl. Fagner, 2006, 5).

Weitere bekannte Vorurteile sind unter anderem, dass MuslimInnen keinen Alkohol trinken, dass die Mehrheit von Ihnen mit Al-Qaida sympathisiert und dass der Islam mit „Reformfeindlichkeit und Entwicklungsunfähigkeit“ (Breuer, 1998, 121) assoziiert wird (Vgl. Hackensberger, 2008, 19-24). Obwohl terroristische Vereinigungen, wie die Al-Qaida oder strenge Kleidungsvorschriften, wie die Burka, im Leben etlicher MuslimInnen keine Rolle spielen, werden sie von außen damit assoziiert (Vgl. Ballmann, 2007, 33). Auch radikal-islamische Prediger stellen unter den in Europa angesiedelten MuslimInnen eine Minderheit dar, in Österreich treten sie laut dem Migrations- und Integrationsbericht überhaupt „nicht in Erscheinung“. (Kroissenbrunner, 2003, 391) In „Covering Islam“ zeigt Said wie der Islam innerhalb der westlichen Gesellschaft repräsentiert wird. Laut ihm existiert zwischen den Ölbeständen im middle-

ren Osten und Stereotypisierungen von dem Islam zugehörigen Menschen eine wesentliche Verbindung. Dabei nennt er ausdrücklich „den Westen“ und nicht „die Christen“ als Gegenspieler von islamischen Menschen. Mittels Abgrenzungen wird den islamischen Menschen eine rückständige Verwurzelung in ihrer Religion und eine primitive Lebensweise zugeschrieben (Vgl. Said, 1981, 9–10). Auch in der bereits erwähnten Analyse von „NEWS“ fanden sich Artikel über den Islam, in denen dieser überwiegend problematisch dargestellt wurde (Vgl. Begusch, 2006, 96).

Vorurteile gegenüber den dem Islam zugehörigen Menschen sind überwiegend Verallgemeinerungen von vielfältigen, ungleichen und individuellen Arten der religiösen Praxis von vielen verschiedenen Einzelpersonen. Abgesehen von der jeweiligen persönlichen Ausübung der Religion, gibt es auch unterschiedliche innerislamische Richtungen und Strömungen (Vgl. Breuer, 1998, 7-8). Badawi weist darauf hin, dass die Polygynie eines der hartnäckigsten Vorurteile gegenüber dem Islam darstellt und innerhalb westlicher Medien und Literatur über den Islam immer wieder auftaucht (Vgl. Badawi, 1995, 26). Obwohl manche islamische Theoretiker die Polygynie als die „normale“ Form der Heirat ansehen, bezeichnen andere sie als eine Ausnahmeerscheinung, die unter ganz bestimmten Bedingungen erlaubt ist (Vgl. Roald, 2001, 298).

10.9 Inwieweit hängen Vorurteile und Diskriminierungen zusammen?

Vorurteile können als vorantreibende Kraft auf diskriminierende Handlungen einwirken, gleichzeitig können die besagten Aktionen durch Vorurteile legitimiert werden (Vgl. Zick, 1997, 37). Dovidio und Gärtnner weisen jedoch darauf hin, dass Vorurteile nicht zwingend zu diskriminierenden Handlungen führen müssen, sowie Diskriminierungen nicht aus Vorurteilen resultieren müssen (Vgl. Dovidio, Gärtnner, 1986, 1-34). Diskriminierung kann durch von Vorurteilen unabhängigen, institutionellen Restriktionen ausgelöst werden (Vgl. Dovidio, Gärtnner, 1986, 1-34; Feagin, 1992), bewusst oder unbewusst auftreten und sowohl aus einer individuellen, als auch aus einer gruppalen Motivation heraus entstehen (Vgl. Vaughan, 1988 u. a.). Ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Vorurteilen und Diskriminierungen scheint innerhalb der verschiedensten Argumentationen nicht auf. Häufig bleibt unklar, wann eine Person seine Vorurteile äußert und wann sie mittels Diskriminierungen in die Praxis umgesetzt werden.

11 Diskriminierung

In der Vorurteilsforschung herrscht weitgehender Konsens darüber, Diskriminierung als ausgrenzendes Verhalten zu erklären (Vgl. Zick, 1997, 45). In vielen psychologischen Arbeiten wird davon ausgegangen, dass fremdenfeindliche Menschen auch diskriminierend handeln und Diskriminierung auf Fremdenfeindlichkeit basiert (Vgl. Jäger, 1995; Kalpaka, Räthzel, 1990). Allerdings lieferte die sozialpsychologische Forschung auch Ergebnisse, die eine Korrelation von diskriminierenden und fremdenfeindlichen Handlungen nicht bejahen (Vgl. Reindl, 1997, 43). Addy Nii David, der zu Beginn dieses Jahrhunderts in Deutschland eine Studie mit dem Titel „Rassistische Diskriminierung – Internationale Verpflichtungen und nationale Herausforderungen für die Menschenrechtsarbeit in Deutschland“ erarbeitete, deutet darauf hin, dass rassistische Tendenzen in vielfältigen Formen auftauchen und nicht nur in einzelnen, isolierten Teilen der Bevölkerung zu finden sind. Im Rahmen eines Ende 1990er in Nordrhein-Westfalen durchgeführten Projektes ergab sich, dass die Sprache, das Geschlecht oder der soziale Status weit weniger die ausschlaggebenden Gründe für Diskriminierungen waren, als die Staatsangehörigkeit, die ethnische Herkunft oder die Hautfarbe. Letztere wurde überwiegend als Ursache für Diskriminierungen angegeben (Vgl. Addy, 2005, 18-19). Der Großteil von Diskriminierungserfahrungen wurde bei Behörden, auf dem Arbeitsmarkt oder beim Zugang zu Dienstleistungen festgestellt (Vgl. Addy, 2005, 18-19). Auch drei meiner InterviewpartnerInnen betonten, dass Benachteiligungen zu einem großen Teil in den Behörden stattfinden. Obwohl die Kriminalstatistik 2000 im Gegensatz zu 1999 einen starken Rückgang rassistisch motivierter Straftaten dokumentierte (Kapitel „innere Staatsicherheit“) (Vgl. Kohlbacher, Reeger, 2003, 363), ergaben andere Untersuchungen einen Anstieg diskriminierender Erfahrungen im Laufe der 1990er Jahre (Vgl. Beiwl, 1995, 152 - 155; Gunz, 1999, 54). Der gesetzliche Schutz von Minderheiten wird immer wieder von willkürlichen Diskriminierungen überschattet. So widersprechen etwa Hausordnungen von bestimmten Schulen dem in der Verfassung gewährten Grundrecht auf Religionsfreiheit, wenn sie das Kopftuchtragen während des Unterrichts untersagen (Vgl. die in etlichen Medien geführte Diskussion über das Kopftuchverbot an einer Schule in Traun, Oberösterreich; Kroischenbrunner, 2003, 381). Die verschiedenen Einkommenssituationen zeigen, dass EinwanderInnen häufig weitaus weniger verdienen als InländerInnen. Laut Bremers Untersuchungen haben sich

Einkommensunterschiede zwischen „eingeborenen“ Deutschen und Eingewanderten in den letzten Jahren vergrößert, wodurch von Integration nicht gesprochen werden kann (Vgl. Bremer, 2000, 121). Auf Grund ihres Geschlechts sind „Türkinnen“ oft von einer zweifachen Diskriminierung betroffen (Vgl. Bremer, 2000, 139). Auch Jugendliche gelten als besonders diskriminierte Gruppe. Auf Grund diverser Benachteiligungen plant „ein nicht unerheblicher Teil“ der in Deutschland lebenden zweiten und dritten Generation der MigrantInnen ihre zukünftige berufliche Karriere in der Türkei (Vgl. Bremer, 2000, 139). Dies spricht gegen meine Ergebnisse, da zehn von elf Befragten ein Leben hier in Österreich eindeutig bevorzugen.

Zick weist darauf hin, dass die Beziehung von Rassismus und diskriminierenden Handlungen in den meisten sozialwissenschaftlichen Ansätzen ungenau beschrieben wird und die Grenzen zwischen diesen Begriffen meist fließend dargestellt werden (Vgl. Zick, 1997, 46). Eine Diskriminierung kann mit rassistischen Einstellungen einhergehen, welche die Ungleichbehandelten als („rassistische“) untergeordnete gesellschaftliche Gruppen einordnen, wodurch diskriminierende Handlungen legitimiert werden (Vgl. Zick, 1997, 46). Eine erfolgreiche Minderheitenpolitik erfordert Maßnahmen gegenüber Diskriminierungen, wobei das Antidiskriminierungs- bzw. das Gleichbehandlungsgesetz helfen soll (Vgl. Hopf, Mayr, Eichinger, 2009). Ein weiteres hilfreiches Mittel gegen strukturelle Diskriminierungen stellen Quotenregelungen dar, die bei der Vergabe von öffentlichen Dienststellen benachteiligte Gruppen bevorzugen (Vgl. Langthaler, 2001, 100). Obgleich alle meiner Interviewten zwischen einer „Diskriminierung“ und „rassistischen Handlungen“ keinen grundlegenden Unterschied wahrnehmen, müssen die beiden Begriffe im theoretischen Teil differenzierter aufgezeigt werden.

12 Rassismus

Rassistische Einstellungen entstammen aus pseudowissenschaftlichen Rasse-Theorien des 19. Jahrhunderts (Vgl. Banton, 1987, 1988; Miles, 1991). Im Rahmen von vielen sozialwissenschaftlichen Arbeiten ist die Rede von „Rassismen“, was auf die verschiedenen Ausdrucksformen des Rassismus hinweist (Vgl. Zick, 1997, 41; Miles, 1991, 172). Die unterschiedlichen Formen zeigen sich unter anderem im Antisemitismus, der so genannten „Rassentrennung“ oder in (kolonialen) Unterdrück-

ckungsverhältnissen (Vgl. Balibar, 1998, 50). Innerhalb des kolonialen Rassismus bildete sich ein „imperialistischer Überlegenheitskomplex“, in dem der europäische Irrgedanke einer weißen, zivilisierten Überlegenheit gegenüber „Anderen“ aufkommt. Solche Vorstellungen einer Vorreiterrolle hatten wesentlichen Einfluss auf das heutige Selbstverständnis der Identität des Westens (Vgl. Balibar, 1998, 56).

Im Gegensatz zu Vorurteilen handelt es sich bei Rassismen um eine ideologische Differenzierung von Menschen, die auf (quasi-)biologischen Merkmalen beruht (Vgl. Zick, 1997, 40). Die Übergänge zwischen „Stereotype“, „Vorurteilen“ und „Rassismen“ sind fließend, wobei alle verschiedenen Ausformungen des Rassismus auf Vorurteilen beruhen (Vgl. Zick, 1997, 42). Rassismen werden häufig als eine Folge der in der Gesellschaft etablierten Vorurteile definiert (Vgl. Zick, 1997, 42). Der individuelle Anteil zum kollektiven Phänomen Rassismus ist innerhalb vieler Auslegungen gering. Rassismus wird als ein von Individuen unabhängiges, gesellschaftlich verankertes Phänomen wahrgenommen (Vgl. Sadar, Nandy, Davies, 1993; Spoonley, 1993; Benedict, 1983 u. a.). Die meisten sozialwissenschaftlichen Erklärungsversuche teilen die Meinung, dass Rassismen, genauso wie Vorurteile, eine gesellschaftlich institutionalisierte Abwertung von bestimmten sozialen Gruppen darstellen. Diese genannte Abwertung drückt sich in einer Diskriminierung aus:

„Rassismus könnte danach als eine institutionalisierte und ideologisierte Form von Vorurteilen definiert werden.“ (Zick, 1997, 43)

Wagner und Zick definieren Rassismus in sozialpsychologischer Hinsicht als „kollektive Umgangsform“. (Wagner, Zick, 1992, 245) Dabei behandelt eine Gruppe oder Gesellschaft eine „andere“ Gruppe oder Gesellschaft nach ethnischen Kriterien und grenzt diese auch auf Grund dessen aus.

„Gesellschaften vertreten rassistische Ideologien relativ unabhängig von den Einstellungen einzelner ihrer Mitglieder [...]“ (Wagner, Zick, 1992, 245)

Der Rassismusreport (abrufbar auf der Homepage von „Zara“) ist die einzige jährlich erscheinende qualitative Datenerhebung bezüglich des Umfangs und der Form des Rassismus in Österreich.

12.1 institutioneller, soziologischer, kultureller, individueller Rassismus?

Bereits 1968 unterscheidet der nordamerikanische „Report of the National Advisory Commission of Civil Disorder“ drei verschiedene Formen:

- ✓ individueller,
- ✓ institutioneller und
- ✓ kultureller Rassismus (Vgl. Zick, 1997, 41);

Eine strikte Abgrenzung des institutionellen Rassismus vom soziologischen lehne ich in Anlehnung an Balibar ab. Durch eine solche Unterscheidung werden Unterschiede zwischen einem staatlichem, offiziellem Rassismus und „sonstigen“ Rassismen hervorgehoben, was er anprangert:

„Jeder historische Rassismus ist *gleichzeitig* institutionell und soziologisch.“ (Balibar, 1998, 52)

Im Laufe der Geschichte rückte die biologische Komponente in verschiedensten Definitionen des „Rassismus“ in den Hintergrund (Balibar, Wallerstein, 1998; Hall, 2008; Morgenstern, 2002).

12.2 Rassismus ohne „Rassen“

Wenn bei einer feindlichen Abgrenzung zu „Anderen“ nicht die biologische Kategorie im Mittelpunkt steht, handelt es sich um einen „Rassismus ohne Rassen“ oder laut Morgenstern u. a. um einen „kulturalistischen Rassismus“. (Morgenstern, 2002, 117-119) Durch den zweiten Weltkrieg wurde der Begriff der „Rasse“ mehrfach kritischen Analysen unterzogen und entwickelte sich zu einem Tabubegriff. Das ist ein Grund dafür, warum biologische Differenzen innerhalb von Begriffsbestimmungen durch ethnische, kulturelle oder religiöse Eigenschaften ersetzt wurden. „Unüberwindbare kulturelle Differenzen“ zwischen Menschengruppen ersetzen biologische Unterschiede (Vgl. Balibar, 1998, 28). In diesem Sinne dient heute die Kultur (oder die Religion) und nicht mehr die Biologie als rassistisches Argument. Manche WissenschaftlerInnen lehnen diese weite Begriffsverwendung ab, ich befürworte sie jedoch innerhalb dieser Arbeit, weil sie nach meiner Meinung eher das weitläufige Verständnis repräsentiert (Vgl. Miles, 1999, 172). Auch kein/e einzige/r meiner Gesprächsteilnehme-

rInnen verband den Begriff mit „Rasse“ oder anderen biologischen Merkmalen. Anti-islamischer Rassismus und antiislamische Diskriminierung sind, wie auch andere Rassismen und Vorurteile, auf die Bildung, Bestätigung und die Bekräftigung der eigenen Dominanz gegenüber dem „Anderen“ zurückzuführen (Vgl. Attia, 2009). Die Medien und ihre oft unreflektierten und eindimensionalen Informationen können dazu beitragen, den Rassismus und die Diskriminierung zu fördern und die Integration zu hemmen.

13 Die Rolle der Medien

Die Angst, die durch etwaige Sensationsberichterstattungen und Hetzkampagnen gegenüber MuslimInnen geschürt wird, darf nicht unterschätzt werden, denn

„Die Ängste sind es letztlich, deren Folge Diskriminierung und Ausgrenzung sind.“ (Wentker, 2006, 51)

Die in vielen Medien homogene Darstellung von MigrantInnen fördert nicht der Realität entsprechende Vorstellungen gegenüber „Anderen“. Die innerhalb der Politik und Medien populistischen und mit Vorurteilen behafteten Darstellungen von „AusländerInnen“ können irrealer subjektive Vorstellungen sowohl verstärken, als auch entstehen lassen (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 351-352; Böse, Kogoj, 2004, 108). Medien stellen türkische MigrantInnen großteils einheitlich als sehr traditions- und religionsbewusst dar (Vgl. Beck-Gernsheim, 2007, 19). Die in der Werbung, in Filmen, Fernsehserien und anderen Massenmedien vorgeführten Stereotype werden von den RezipientInnen verinnerlicht, konstruiert und verbreitet. Besonders das Fernsehen fördert durch die stark vereinfachte, unsachliche und einseitige Berichterstattung stereotype Ansichten und Vorurteile (Vgl. Hort, 2007, 18, 90). Die als fix und starr dargestellten Kategorien verstärken die Vorurteile und Diskriminierungsmotivation nicht nur, sondern legitimieren sie auch.

„Diskriminierung fängt in den Begriffen bzw. im Kopf an [...]“ (Tosić, 2001, 106)

Anfang der 1990er-Jahre vermehrten sich diverse Medienberichterstattungen über kulturelle Unterschiede zwischen ÖsterreicherInnen und „anderen“ hier lebenden (Vgl. Beiwl, 1995, 91). Über Minderheiten wird vordergründig nur im Zusammenhang

mit bestimmten Themen, wie Einwanderung, Gewalt, ethnischen Beziehungen oder kulturellen Unterschiede berichtet. Typisch ist dabei die Darstellung einer Bedrohung der Gesellschaft durch den Islam, muslimische Verhaltensweisen und Werte. Die in Massenmedien vermittelten Erklärungen für rassistische Verhaltensweisen stellen zumeist eine Verharmlosung des Problems dar (Vgl. Muradoglu, 1993, 54-55, 64). Speziell so genannte „ausländische“ Jugendliche tauchen in negativen Berichterstattungen immer wieder auf und werden mit Streitigkeiten, Kriminalität, Arbeitslosigkeit, Armut und beängstigenden kulturellen Unterschieden in Verbindung gebracht (Vgl. Bremer, 2000, 139). Seit dem 11. September 2001 verstärkte sich die stereotype Darstellung des Islams in den Medien. Die selbstverständliche Gedankenverknüpfung des Islams mit dem Terrorismus wird dadurch gefördert. Die Diversität innerhalb des Islams wird dabei nicht diskutiert (Vgl. Ballmann, 2007, 82). Bereits bestehende Vorurteile werden durch die Wortwahl bestimmter Medien immer wieder gefestigt (Vgl. Muradoglu, 1993, 65). In einer von Karim Saad durchgeführten Untersuchung wurde das in der Tageszeitung „Die Presse“ vermittelte Bild des Islams analysiert. Innerhalb des vierwöchigen Analysezeitraumes im September 2007 fanden sich neun Artikel bezüglich der Festnahme von so genannten „Islamisten“. Positive Bewertungen von in Österreich lebenden MuslimInnen gab es überhaupt nicht, in elf Prozent der Artikel wurden sie negativ bewertet. Eine noch nicht veröffentlichte Studie des Dokumentationsarchives für Islamophobie kam bei der Untersuchung von österreichischen Tageszeitungen („Neue Kronenzeitung“, „Der Standard“, „Die Presse“) zu dem Ergebnis, dass sowohl das Gegensatzpaar ÖsterreicherIn – MuslimIn, als auch „Bedrohungsszenarien“ durch muslimische Menschen vermittelt werden. Dem Islam angehörende Menschen werden in den untersuchten Tageszeitungen bewertet, indem sie als Bedrohung dargestellt werden. Zudem fehlt es an einer Differenzierung der verschiedenen islamischen Gruppierungen. Zusammenfassend ergibt diese Erhebung, dass knapp 70 Prozent der analysierten Artikel keine Bewertung des Islams enthalten (Vgl. Saad, 2009, 200-209). Um Verzerrungen entgegen zu treten, müsste man als erstes die Diskriminierung innerhalb der Anstellung von Minderheiten im Bereich der Medien bekämpfen. Angehörige und VertreterInnen von Minderheiten haben systematisch seltener die Möglichkeit zu Wort zu kommen (Vgl. Muradoglu, 1993, 54; Saad, 2009, 205, 208). Die Darstellung von muslimischen Ethnien in Schulbüchern erfuhr erst ab den 1980ern eine sachlichere Perspektive, wobei auch in gegenwärtigen Schulbüchern Stereotype und Vorurteile über den Islam und

die ihm angehörenden Menschen gefördert werden. Im Gegensatz zum Christentum, das tendenziell positiv dargestellt wird, wird der Islam immer wieder als Problem thematisiert (Vgl. Dostal, 1995, 267-293; Heine, 1995; Efinger, 1999, 167-168; Heine, Pratl, 2009, 59-60; Markom, Weinhäupl, 2009, 88, 91 - 94).

Neben Medien steigern auch imaginäre Vorstellungen von unterschiedlichen Nationen und Staaten Gefühle der Abspaltungen.

14 Die Rolle der Nation, des (National-)Staates innerhalb des Prozesses der Abgrenzung

Die ursprüngliche Bedeutung des Begriffes der „Nation“ ist politischer Art und identifiziert „das Volk“ mit dem Staat (Vgl. Hobsbawm, 2005, 29). Das Prinzip der Nation ging/geht davon aus, dass die einer Nation angehörenden Personen auch dieselbe Kultur teilen müssen. Kultur bedeutet in diesem Zusammenhang ein

„[...] System von Gedanken und Zeichen und Assoziationen und Verhaltens- und Kommunikationsweisen.“ (Gellner, 1991, 16)

Nationen sind demnach das Ergebnis menschlicher Überzeugungen, Solidaritätsbeziehungen und Loyalitäten. Zur Beschreibung von sozialen Identitäten wird oft die Nation bzw. der Staat herangezogen. Faktisch gibt es heute jedoch nur wenige Staaten, deren Namen und Verwaltungseinheit eine zumindest einigermaßen konstante jahrhundertelange Geschichte bis ca. in das 15. Jahrhundert nachweisen können. Viele im Jahr 1450 existierende staatliche Gebilde haben sich bis heute in verschiedene souveräne Staaten aufgespalten, womit die strikte kulturelle Abgrenzung von Staaten in Frage gestellt wird (Vgl. Wallerstein, 1998, 100). Während des Mittelalters und am Beginn der Neuzeit bezeichnete der Begriff „Nation“ die Herkunft aus einer bestimmten Region, wobei diese weder durch Sprache, noch durch ethnische Grenzziehung abgegrenzt sein musste (Vgl. Heckmann, 1998, 59; Hobsbawm, 2005, 26). Durch die Bildung von Nationalstaaten wurden Gebiete, die von heterogenen Gruppen bewohnt waren, zu homogenen Zonen erklärt (Vgl. Heckmann, 1998, 59). Die Entstehung von Völkern wie beispielsweise den Franzosen, Deutschen, Dänen

oder Italienern ist das Ergebnis „ethnischer Vereinheitlichungsprozesse“. (Heckmann, 1998, 59) Selbst in sehr früh gegründeten Nationalstaaten (England, Frankreich, Spanien) lebten schon immer Menschen mit unterschiedlicher Nationalität, Sprache oder ethnischer Herkunft (Vgl. Hobsbawm, 2005, 46). Die Staatsgründung zielt auf die Schaffung einer Nation ab, deren Basis die Trennung des „Wir“ von den „Anderen“ ist (Vgl. Canatan, 1999, 51-52). Die strikte Abgrenzung von Nationalstaaten förderte die Vorstellung von in sich homogenen Gebieten. Nationalstaaten werden in Folge mit zugeschriebenen und kollektiven Eigenschaften verbunden. Der durch die Nationalstaats-Gründungen hervorgerufene Drang zur Homogenisierung der Kultur steht im Widerspruch zu den tatsächlich meist heterogenen Verhältnissen, welche ignoriert werden (Vgl. Canatan, 1999, 52; Bielefeld, 1992, 13-14). Auch Hobsbawm weist darauf hin, dass Staaten künstlich konstruiert sind und meist wenig mit geschichtlichen Fakten oder gemeinsamer Sprache und Herkunft zu tun haben (Vgl. Hobsbawm, 2005). Die Sprache diene innerhalb des (beispielsweise) deutschen und italienischen Nationalbildungsprozesses zwar der nationalen Identifikation, im Alltag wurde die Nationalsprache jedoch in beiden Fällen lediglich von einer kleinen Minderheit gesprochen (Vgl. Hobsbawm, 2005, 50).

Balibar und Wallerstein zeigen in ihrem Buch „Rasse, Klasse, Nation – Ambivalente Identitäten“, dass Gemeinschaften, welchen wir mit Loyalität begegnen, Gemeinschaften, mit denen wir uns sozial identifizieren, sich ständig verändernde Konstruktionen sind (Vgl. Balibar, Wallerstein, 1998).

„It is an imagined political community – and imagined as both inherently limited and sovereign.“ (Anderson, 1991, 6)

In dieser Definition kommt das imaginäre Wesen der Nation zum Ausdruck, welches verdeutlicht, dass die als fix angesehenen Grenzen lediglich durch die Vorstellung der Menschen entstanden sind bzw. weiter bestehen. Innerhalb dieser Arbeit handelt es sich um eine Abgrenzung und um Vorurteile, die sich auf Menschen mit einem bestimmten nationalen, türkischen Migrationshintergrund beziehen, wobei die Heterogenität innerhalb der diskriminierten Gruppe immer wieder außer Acht gelassen wird. Fiktive Behauptungen über einen gemeinsamen Ursprungs des jeweiligen Volkes gehören zur Mythenbildung des Nationalismus (Vgl. Heckmann, 1998, 59). Ging-

rich ist der Annahme, dass das nationalstaatliche Prinzip in jüngster Vergangenheit an Bedeutung verloren hat. Stattdessen treten lokale, regionale, transnationale und globale Faktoren in den Vordergrund (Vgl. Gingrich, 2001, 42-43).

Unter „plural society“ (Eriksen, 1993, 14) werden Staaten mit kulturell heterogener Bevölkerung verstanden. Bei den meisten Staaten handelt es sich um plurale Gesellschaften (Vgl. ebd.). Nachdem nun der imaginäre Charakter des Nationalstaates bzw. der Nation verdeutlicht wurde, kommt nun der Nationalismus ins Spiel.

14.1 Die Bedeutung des Nationalismus

Der Nationalismus legitimiert Imperialismus, Fremdenfeindlichkeit und Kriege (Vgl. Canatan, 1999, 52) und darf bei der Betrachtung des Rassismus nicht außer Acht gelassen werden. Einleitend ist an dieser Stelle festzuhalten, dass es verschiedene Formen des Nationalismus gibt. Ein Nationalismus, der sich beispielsweise in Folge einer Kolonialisierung entwickelte, kann nicht mit dem Nationalismus in vielen europäischen Staaten gleichgesetzt werden. Wie Ernest Gellner in einem seiner Referate ausführt, ist

„Das Wesen des Nationalismus [...] die Forderung, daß Staat und Kultur füreinander bestimmt sind.“ (Gellner, 1991, 41)

Wenn so genannte „Fremde“ im Staatsgebiet wohnen, wird dieses Prinzip verletzt (Vgl. Heckmann, 1998, 63). Durch die deutliche Abgrenzung zu anderen Nationen schafft der Nationalismus ein oft feindliches und fremdes Bild von „Anderen“ (Vgl. Canatan, 1999, 52). Die im Staatsgebiet lebenden Minderheiten bedrohen die fiktive nationale Einheit und stellen für den Nationalstaat somit einen Störfaktor dar. Durch diese homogene Sichtweise einer Kultur werden die verschiedenen StaatsbürgerInnen durch Einheitlichkeit gekennzeichnet. Das Konzept des Nationalismus geht von den oben beschriebenen imaginären Grenzen aus und entwickelte sich in Österreich erst nach der Staatsgründung. Nach dem ersten Weltkrieg musste erst eine von Deutschland klar unterscheidbare Nation entstehen. Die Nation folgt hier also dem Staat. Durch die erfolgte Staatsgründung identifizierten sich die darin lebenden Menschen mit ihm und begründeten sich folglich als Nation (Vgl. Brandt, Rutkowski, 2003, 39, 41). Dieses Etikett der Einheitlichkeit verschwindet bei der Annahme einer

anderen Staatsbürgerschaft jedoch häufig nicht. Viele schon seit zwei oder drei Generationen in Österreich lebende österreichische StaatsbürgerInnen werden kontinuierlich als „Fremde“, als „TürkInnen“ bezeichnet, was sich integrationshemmend auswirken kann. Der Migrationshintergrund in Gestalt einer Nation wird als Mittel der Abgrenzung benützt. Laut Gellner entsteht die Nation durch den Nationalismus und nicht umgekehrt (Vgl. Gellner, 1991, 87). Andere Theoretiker weisen darauf hin, dass die Nationalität die Voraussetzung für den Nationalismus ist. Massimo d'Azeglio drückte dies in den erster Sitzung des vereinten Italiens folgendermaßen aus:

„Wir haben Italien geschaffen, jetzt müssen wir Italiener schaffen.“ (zitiert in Hobsbawm, 2005, 58)

Das Phänomen des Nationalismus kann in einen ethnischen und einen politischen gegliedert werden.

Ethnischer vs politischer Nationalismus

Im Kern des ethnischen Nationalismus stehen die gemeinsame Herkunft und Kultur als grundlegende Faktoren (Vgl. Heckmann, 1998, 63). Obwohl diese Strömung anfangs mit humanitären Ideen verbunden war (Vgl. Herder), entwickelte sie sich im 19. und 20. Jahrhundert zu

„[...] einer überwiegend ethnozentrischen, unfriedlichen Ideologie.“ (Heckmann, 1998, 63)

In Verbindung mit einer Selbstaufwertung bewirkt der Nationalismus einen

„starken Anpassungsdruck und offene Feindschaft gegenüber kulturell ‚Anderen‘.“ (Heckmann, 1998, 64).

Durch erfundene Legenden wird der Glaube an eine gemeinsame Herkunft und Entwicklung hergestellt, Sprachen werden wieder belebt, Geschichte und Traditionen neu interpretiert. Der Nationalismus stärkt das Gefühl des Zusammenhaltes und wirkt

integrierend, aber eben nur für Personen der „eigenen Kultur“. Die ethnische Vereinheitlichung erlebt ihren Höhepunkt im Nationalstaat. Der Anpassungsdruck kann dabei den Widerstand und den Gruppenzusammenhalt der jeweiligen Minderheit stärken. Der politische Nationalismus betont die Gemeinsamkeit der gleichen politischen Werte. Das Ziel dieser Ideologie ist die Übereinstimmung der ethnischen und staatlichen Grenzen (Vgl. Heckmann, 1998, 63-65). Inwieweit Nationalismus und Rassismus zusammenhängen, finden wir im nachfolgenden Abschnitt heraus.

14.2 Nationalismus und Rassismus

Da gegenwärtige Rassismen häufig mit nationalistischen Ausgrenzungsformen verbunden sind (Vgl. Muradoglu, 1993, 48), stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen diesen beiden Haltungen. Muradoglu weist auf den gleichen Anspruch der beiden Strömungen hin:

„[...] nämlich einer bestimmten ethnisch definierten Gruppe zu Lasten anderer Gruppen den Zugang zu bestimmten Ressourcen, Territorien zu sichern und das gemeinsame kulturelle Erbe zu bewahren.“ (Muradoglu, 1993, 48)

Balibar erkennt ebenso eine enge Verbindung der beiden Begriffe. Er weist darauf hin, dass ein organisierter Nationalismus, so wie er in verschiedenen politischen Bewegungen vorherrscht,

„[...] zumindest in einem ausgebildeten Nationalstaat, unweigerlich mit Rassismus einhergeht.“ (Balibar, 1998, 49)

Den materialistischen Gedanken Balibar's folgend stellt der Nationalismus somit eine ausschlaggebende Voraussetzung für den Rassismus dar (Vgl. Balibar, 1998, 49). Andere Ursachen für rassistische Tendenzen, wie ökonomische oder psychologische Argumente, treffen gemäß Balibar nur dann zu, wenn

„[...] sie Voraussetzungen oder Rückwirkungen des Nationalismus erhellen.“ (Balibar, 1998, 49)

Die vorangegangenen Erläuterungen erklären den Rassismus als ein aus geschichtlichen und kulturellen Gründen entstandenes Produkt, das nichts mit biologischen

„Rassen“ zu tun hat. Diese Theorie verdeutlicht, dass der Rassismus nicht außerhalb des Nationalismus angesiedelt ist (Vgl. Balibar, 1998, 49-50).

Balibar sieht den Rassismus als eine stützende Ideologie für nationalistische Konzepte und weist darauf hin

„[...] ,daß der Rassismus nicht ein ‚Ausdruck‘ des Nationalismus ist, sondern eine *Ergänzung des Nationalismus* oder, besser gesagt, *eine innere Ergänzung des Nationalismus*, die immer über ihn hinauschießt, für seine Konstituierung aber stets unerläßlich ist und nie ausreicht, um sein eigenes Projekt zu realisieren.“ (Balibar, 1998, 69)

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es innerhalb des Nationalismus verschiedene Formen gibt, die sich aus den jeweils spezifischen Entstehungsgeschichten der Staats- und/oder Nationsgrenzen ergeben haben. Ferner gibt es einen inneren und einen äußeren Nationalismus. In dieser Arbeit werden „türkische“ Minderheiten innerhalb der österreichischen Grenze behandelt, weswegen der innere Nationalismus hier eine vordergründige Rolle spielt (Vgl. Brandt, Rutkowski, 2003, 43).

15 Die Überwindung rassistischer Tendenzen

Die Politik ist angehalten durch entsprechende bildungs-, sozial-, wohn- und wirtschaftspolitische Maßnahmen das Potential an sozialen Konflikten und Streitigkeiten und folglich auch Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit zu mindern. Viele Untersuchungen verlieren an Objektivität, da ihr Blick ausschließlich auf kulturelle Unterschiede gerichtet ist und dabei andere Einflüsse außer Acht lässt. Ethnische und kulturelle Unterschiede sind relevante Faktoren innerhalb der Migrations- und Integrationsforschung, stellen aber nicht die einzige Ursache von Integrationsproblemen dar (Vgl. Beiwl, 1995, 91). Um erfolgreich zu sein, sollte sich Integrationspolitik auf einen breiten Grundkonsens stützen und sich weder gegen die Mehrheits- noch gegen die Minderheitsgesellschaft richten, sondern eine demokratische Lösung finden (Vgl. Lebhart, Münz, 2003, 355). Der EUMC-Bericht aus dem Jahre 2002 berichtet von einem deutlichen Zuwachs von Initiativen zur Bekämpfung von islamfeindlichen Akten (Vgl. Schwarz, 2006, 35-36), was auf die wachsende Abneigung und die Thematisierung des Islams zurückzuführen ist. Da der jahrelange Schulbesuch einen beträchtlichen Einfluss auf die (politische) Einstellung hat, ist es angebracht, die Prä-

vention von „ausländerfeindlichen“ Einstellungen in der Schule anzusetzen. Schulen sind sich dieser Wichtigkeit oft theoretisch bewusst, leisten aber meist zu wenig in diesem Bereich (Vgl. Edelstein, 2002, 48). Kinder sollten im Rahmen der Sozialisation zu Hause, im Kindergarten und in der Schule über die immense Bedeutung der Toleranz gegenüber „Anderen“ ausreichend informiert werden. Um gesellschaftliche Ausgrenzungen vermeiden zu können, sind dementsprechende Qualifikationen und Fortbildungen des Personals in Bildung und Ausbildung wichtig. Verantwortliche Personen müssen ausreichend geschult sein (Vgl. Kohlmeyer, 2007, 32). Entsprechende LehrerInnen und Erziehende sollten dank rationalen (ethnologischen) Wissens tolerant sein und nachdrückliches Wissen über Vorurteile, Diskriminierungen, Rassismen und Ethnozentrismus vermitteln. Das Interesse und Verständnis für die Probleme von MigrantInnen und deren Familien sollte Kindern so früh wie möglich gelernt werden und auch im Erwachsenenalter nicht vergessen werden.

Die Frage, welche der etlichen Definitionen zu „Diskriminierung“, „Vorurteil“, „Rassismus“ und „Stereotype“ befriedigend und daher die Richtige ist, bleibt offen. Wesentlich ist, dass diese drei Konzepte eng miteinander verbunden sind. Nach Abschluss des theoretischen Teils folgt nun der empirische, indem ich meine elf qualitativ geführten Interviews analysieren werde.

16 Empirischer Teil

Innerhalb der hier angewandten empirischen Methoden orientierte ich mich unter anderem an dem von Gläser und Laudel beschriebenen ExpertInneninterview und der qualitativen Inhaltsanalyse (Vgl. Gläser, Laudel, 2009). Die hier angewandten Methoden sind jedoch durch weitere AutorInnen inspiriert (Vgl. Froschauer, Lueger, 2003; Mayring, 2002; Steinke, 1999). Die Auswertung der Interviews erfolgt mit Hilfe der qualitativen Inhaltsanalyse, welche oft mit Philipp Mayring in Verbindung gebracht wird. Ich orientierte mich hier sowohl an seinen Erläuterungen, als auch an Gläser und Laudel (Vgl. Mayring, 2002; Gläser, Laudel, 2009).

16.1 Qualitative Forschungsmethoden

Bei meinen Untersuchungen beschränkte ich mich auf qualitative Forschungsmethoden. Im Zentrum dieser Methoden steht der Mensch, wobei die jeweiligen untersuch-

ten Subjekte sowohl Ausgangslage, wie auch Ziel der Forschung darstellen. Da qualitative Forschungen meist nur eine geringe Anzahl an Fällen aufweisen, kann aus Ihnen nur selten auf allgemeine Fakten geschlossen werden. Ein weiteres Kernkriterium dieser Art der Forschung ist die intersubjektive Nachvollziehbarkeit. Ihr Ziel ist es, die Forschung zwischen dem/r ForscherIn und dem/r LeserIn

„[...] intersubjektivierbar zu machen, d. h. eine (kritische) Verständigung über eine empirische Studie zwischen Forschern bzw. zwischen Forscher [...] und Leser (der Studie) zu ermöglichen.“ (Steinke, 1999, 207)

Während quantitative Arbeitsweisen meist intersubjektiv überprüfbar sind, kann im Rahmen von qualitativen Untersuchungen lediglich von einer intersubjektiven Nachvollziehbarkeit gesprochen werden. Erreicht wird diese durch eine ausführliche Dokumentation des Forschungsprozesses. Um eine Abschätzung des Forschungsgegenstandes zu ermöglichen, ist eine Dokumentation der einzelnen Arbeitsschritte unerlässlich, wobei die Erhebungsmethode, der Erhebungskontext und die Transkriptionsregeln erläutert werden. Der/die LeserIn soll über die jeweiligen Methoden und Probleme, die sich im Verlauf der Forschung ergeben haben, aufgeklärt werden. Das Ziel dieser Forschung soll es sein, ein besseres Verständnis für die soziale Wirklichkeit von in zweiter und dritter Generation in Österreich lebenden „TürkInnen“ zu erhalten. Erreicht wird dies, indem der Blick auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale gelenkt wird.

16.2 Das Interview

Mittels der geführten Interviews und deren Analyse will ich etwas über die Selbstbeschreibung der Kinder/Enkelkinder von türkischen MigrantInnen herausfinden. Ich möchte wissen, wie sie sich hier in Österreich fühlen, ob sie diskriminiert werden, Kontakt mit Rassismus hatten/haben und wie sie zu den ÖsterreicherInnen ohne Migrationshintergrund stehen. Es geht darum, herauszufinden, ob die Interviewten sich selbst als TürkInnen sehen und wie sie es empfinden von außen als solche angesehen zu werden. Etwaige Inhalte von Vorurteilen sollen sichtbar und analysiert werden. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, sind Interviewformen geeignet, die den Befragten die Möglichkeit geben, die Entwicklung des Gesprächs in großem Maße selbst zu leiten. Die Befragten sollen ihre Erzählungen selber steuern und

strukturieren. Um zu möglichst authentischen Informationen zu gelangen, sollen die Interviewten auf eine narrative und offene Weise von ihren Einschätzungen und Erfahrungen erzählen. Der Interviewende soll sich dabei wie eine „lernende Person“ benehmen und die Interviewten als ExpertInnen sozialer Systeme behandeln. Des Weiteren sollte der/die ForscherIn den TeilnehmerInnen nicht widersprechen und kontinuierlich Interesse und Neugier zeigen. Ein positives Gesprächsklima ist dabei wichtiger als eine sture Einhaltung der theoretischen Regeln. Als dementsprechendes Erhebungsinstrument diene ein offenes Leitfadeninterview. Der/die InterviewerIn sollte sich im Rahmen von qualitativen Interviews zurückhaltend verhalten, die Erzählenden frei und möglichst unbeeinflusst antworten lassen und sie nicht unterbrechen. Zur Offenheit eines narrativen, qualitativen ExpertInneninterviews gehört auch, dass die Reihenfolge der Fragen nicht fix und starr vorgegeben sein sollte. Den untersuchten Personen kommt in qualitativen Untersuchungen eine wesentliche Steuerungsfunktion zu, welche dem Verständnis sozialer Systeme helfen soll (Vgl. Gläser und Laudel, 2009; Froschauer, Lueger, 2003). Da humanwissenschaftliche Untersuchungen stark situationsabhängig sind, empfiehlt es sich, die Interviews an einem für die untersuchte Person bekannten und alltäglichen Ort durchzuführen (Vgl. Mayring, 2002). Obgleich es praktisch unmöglich ist, als ForscherIn rein objektiv aufzutreten (Vgl. Abdallah, 2007, 73), sollte man sich doch etwaigen Vorurteilen stellen und versuchen, diese abzustellen. Die geführten Gespräche dauerten eine knappe Stunde und wurden in Deutsch geführt. Da Personen der zweiten und dritten Generation erfahrungsgemäß die deutsche Sprache beherrschen, war ein Dolmetscher nicht erforderlich. Die Einstiegsfrage des Gespräches sollte offen sein, damit die Interviewten angeregt werden, aus der Fülle an möglichen Antworten selbst zu wählen. Als Einstieg diene folgende offene Frage:

„Wissen Sie, was mit dem Begriff ‚Integration‘ gemeint ist? Sind Sie dadurch in irgendeiner Weise betroffen?“

Im Rahmen der Interviewplanung stellte ich mir u. a. nachfolgende Fragen:

- ✓ Welche Zugangsmöglichkeiten zum Feld bieten sich an?
- ✓ Welche Personen eignen sich als InterviewpartnerInnen?

Zugang schaffte ich mir auf unterschiedlichste Weise. Ich sprach Menschen auf der Straße, der Universität, in Jugendzentren, im Bauchtanzkurs, in Migrationszentren, Geschäften und Kebabständen an. Durch die direkte Ansprache von Personen lernte ich auch Leute kennen, die selber nicht der zweiten oder dritten Generation von „TürkInnen“ angehörten, mir aber hilfreiche Kontakte vermitteln konnten. Ich achtete darauf, Menschen aus möglichst unterschiedlichen Bereichen und Hintergründen anzusprechen, damit das Ergebnis nicht zu einseitig ausfallen konnte. Wer genau meine InterviewpartnerInnen sind, sehen Sie im folgenden Abschnitt.

16.2.1. InterviewpartnerInnen

Die elf von mir interviewten Personen sind überwiegend (8) in Wien geboren bzw. mit höchstens fünf Jahren mit beiden oder einem Elternteil/en hierhergekommen. Einer der Interviewten kam erst mit elf Jahren nach Österreich und ist durch seine Erfahrung als Betreuer von Jugendlichen mit Migrationshintergrund mit ExpertInnenwissen ausgestattet. Lediglich drei von elf sind in Vorarlberg oder Tirol geboren und aufgewachsen, wobei zwei von ihnen seit mindestens drei Jahren in Wien leben, ein Befragter lebt nach wie vor in Vorarlberg. Die Beweggründe der Migration waren ausnahmslos finanzieller Natur. Der Vater/Großvater kam als Gastarbeiter nach Österreich, die bereits geheirateten Frauen wurden nachgeholt bzw. die in Österreich aufgewachsenen Väter/Großväter heirateten Frauen aus der Türkei und holten diese (mit den Kindern) her. In einem Fall heiratete eine hier aufgewachsene Mutter einer Befragten einen Mann aus der Türkei und holte ihn nach Wien. Alle Befragten gehören somit entweder der zweiten oder dritten Generation eingewanderter „TürkInnen“ an. Damit die Untersuchung sowohl männliche, als auch weibliche Stimmen repräsentiert, interviewte ich fünf junge Männer und sechs Frauen. Zum Zeitpunkt der Interviews waren sie zwischen 14 und 31 Jahre alt. Die meisten Befragten besuch(t)en eine mittlere oder höhere Schule oder studieren (2), lediglich zwei Mädchen entschieden sich für eine Lehre. Ein HTL-Absolvent ist derzeit arbeitslos und auf Jobsuche, die anderen sind entweder noch in der Schule, auf der Universität oder arbeiten. Alle InterviewpartnerInnen verfügen auf Grund ihrer sozialen Kontexte über ein besonderes Wissen, jede/r Einzelne hat durch seine/ihre persönliche Beobachtungen eine individuelle Perspektive auf den jeweiligen Sachverhalt. Bei der ersten Kontaktaufnahme, die entweder telefonisch oder durch direkte, persönliche Anfragen erfolg-

te, wurde den betreffenden Personen das Thema und die Art des Interviews erklärt. Um eine hinreichende Information der Untersuchungssubjekte zu sichern, wiederholte ich die Erläuterungen kurz vor dem Interview nochmals. Wenn es dann keine weiteren Fragen von Seiten der InterviewpartnerInnen gab, begann die Befragung mit der Einstiegsfrage.

16.2.2 Erfahrungen und Probleme

Durch die mit den ExpertInnen verbrachte Zeit sammelte ich viele Erfahrungen bezüglich der alltäglichen Diskriminierung im Leben von MigrantInnenkindern/enkelkindern. Beinahe alle der von mir angesprochenen Personen waren kooperativ und hilfsbereit. Auch die Interviewführung lief in den meisten Fällen problemlos ab. Drei jüngere Mädchen hatten Probleme mit der offenen Art des Interviews und antworteten daher nur zögerlich und knapp. Bei diesen Gesprächen war es schwierig, ausführliche Beschreibungen zu erhalten, da sie in erster Linie mit „ja“, „nein“ oder „Ich weiß nicht.“ antworteten.

16.2.3 Auswertungsverfahren

Die Interviews wurden von mir transkribiert, wobei das Hauptaugenmerk auf der inhaltlichen Wiedergabe lag, was heißt, dass unwesentliche Äußerungen wie „hm“ oder „äh“ nicht schriftlich festgehalten wurden. Andere Anzeichen wie ein Lachen oder eine Pause wurden in die Transkriptionen sehr wohl mit einbezogen, da diese Anzeichen bei der Analyse von großem Interesse sein können. Im Mittelpunkt der Analyse stehen unterschiedliche Kategorien. Im Zuge der qualitativen Inhaltsanalyse entnahm ich der Transkription systematisch bestimmte Informationen. Der Text wurde mittels unterschiedlicher Kategorien auf bestimmte Informationen hin untersucht. Die der Transkription entnommenen Interviewteile werden in die jeweilige passende Kategorie eingeordnet und anschließend von der ursprünglichen gesamten Transkription relativ unbeeinflusst weiterverarbeitet. Diese Einteilung in verschiedene Themenbereiche dient unter anderem dazu, voreingenommenes Wissen nicht in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen. Jeder Kategorie wurden anschließend Auffälligkeiten, Notizen und (eigene) Bemerkungen zugefügt. Um untersuchungsrelevante Bedeutungen erschließen zu können, sind Interpretationen notwendig (Vgl. Mayring, 2002, 114-121). Im nächsten Schritt interpretierte ich demgemäß die jeweiligen ein-

zernen Kategorien pro Interview. Nachdem jedes Interview ausführlich erörtert wurde, folgte eine zusammenfassende Analyse für jede Kategorie.

16.3 Die Auswertung

16.3.1 Verheiratet?

Drei der elf Personen zwischen 22 und 25 Jahre sind bereits verheiratet, Kinder hatte noch keine/r der GesprächsteilnehmerInnen. Alle Betroffenen betonten, sich aus freiem Willen für die Hochzeit und den/die PartnerIn entschieden zu haben. Die restlichen Befragten planen in naher Zukunft keine Hochzeit. Ein 31-jähriger Student fühlt sich innerhalb der „türkischen“ Community als Ausnahmefall, da er mit 31 Jahren weder verheiratet ist, noch Kinder hat.

16.3.2 Staatsbürgerschaft?

Zwei Personen sind im Besitz der türkischen Staatsbürgerschaft und streben die österreichische nicht an, weil sie dadurch eine stärkere Beziehung zu ihren Wurzeln spüren und des Weiteren hier in Österreich auch angenehm mit dem türkischen Pass leben können. Die übrigen Befragten besitzen einen österreichischen Pass.

16.3.3 türkische oder österreichische Identität?

Im folgenden Abschnitt werden Fragen nach der nationalen und kulturellen Identität analysiert. Werden Traditionen, Rituale und Bräuche praktiziert, wenn ja, welche? Gibt es Identifikationsprobleme? Laut Akashe-Böhme, einer Publizistin in Darmstadt, spielen traditionelle Wertvorstellungen hauptsächlich bei MuslimInnen der ersten Generation eine große Rolle (Vgl. Akashe-Böhme, 1997, 86). In den Interviews wurde dieser Annahme nachgegangen, indem die befragte Zielgruppe ihren persönlichen Standpunkt zu traditionellen türkischen Werten beschreiben sollte. Es stellt sich die Frage, inwieweit sich Angehörige der zweiten und dritten Generation als türkisch bzw. österreichisch definieren.

Alle Interviewten beschreiben sich sowohl als ÖsterreicherInnen, als auch als TürkinInnen, wobei sich genauere Selbstbeschreibungen merklich voneinander differenzieren. Über die Hälfte der Befragten (6) bekennt sich trotz des Aufwachsens und Lebens in Österreich mehr zur Türkei. Zwei von ihnen beschreiben sich anfangs

nicht nur „eher“ als Türkin, sondern ausschließlich. Bei genauerem Nachfragen gaben sie allerdings an, sich der österreichischen Gesellschaft ebenfalls angehörig zu fühlen. Die Gründe, warum sie sich mit dem/der Türken/in mehr identifizieren, liegt in der Religion, dem Kopftuch, der türkischen Kultur, Sprache, den türkischen Sitten, Bräuchen und Wurzeln. Drei von ihnen möchten demzufolge als Türke/in und nicht als ÖsterreicherIn angesehen werden. Ein weiterer Antrieb für die Rückbezogenheit auf die türkische Kultur und die islamische Religion sind erlebte Diskriminierungen, Ausgrenzungen und Vorurteile.

Ein gutes Drittel (4) der Personen bezeichnete sich als „türkischstämmige ÖsterreicherInnen“. Sie fühlen sich zu beiden Nationen zugehörig, sehen sich allerdings in erster Linie als ÖsterreicherInnen, weil in ihrem Leben weder türkische Sitten und Bräuche, noch die türkische Sprache eine große Rolle spielen. Zwei Personen bezeichnen Österreich explizit als ihre „Heimat“ oder ihr „zu Hause“. Ein 24-jähriger geht davon aus, dass seine zukünftigen Kinder sich weder an die Türkei erinnern werden, noch die türkische Sprache beherrschen werden. Sie bedauern, hier in Österreich immer der/die „AusländerIn“ darzustellen und wünschen sich, in Zukunft als ÖsterreicherInnen anerkannt zu werden. Diese Hoffnung hält sich jedoch in Grenzen, da der Großteil von ihnen nicht daran glaubt, trotz ihres dunklen Aussehens oder ihres Kopftuches, als gleichwertige ÖsterreicherInnen anerkannt zu werden. Während den Interviews wird einstimmig unterstrichen, dass es nicht möglich sei, alles Türkische wegzulegen oder seine Wurzeln gänzlich „abzuschneiden“. Dementsprechend argumentierten sie auf verteidigende Art, dass sie nicht ausschließlich nach österreichischen Regeln leben können und forderten mehr Toleranz. Obgleich sich diese Gruppe eher als ÖsterreicherInnen definieren, spüren sie einen starken Verteidigungsdrang, wenn „TürkInnen“ oder MuslimInnen angegriffen werden. Durch Diskriminierungen, Vorurteile und Beleidigungen wird ihr Gruppen- und Zugehörigkeitsbewusstsein gestärkt, unabhängig davon, ob sie sich integriert fühlen oder sich als ÖsterreicherInnen wahrnehmen.

Was die Praxis türkischer Traditionen, Bräuche und Rituale betrifft, betont die Hälfte der Interviewten, dass diese hauptsächlich im Rahmen der Familie, zu Hause praktiziert werden. Eine der Befragten nimmt sich gemäß diesen Aussagen außerhalb von zu Hause, in der Öffentlichkeit als Österreicherin, zu Hause und innerhalb der Fami-

lie als Türkin wahr. Laut den Angaben aller Befragten können türkische Traditionen, Bräuche und Rituale hier problemaus ausgelebt werden. Probleme tauchen vorwiegend im Zusammenhang mit der religiösen Praxis, im Speziellen mit dem Tragen des Kopftuches auf. Der Älteste meiner GesprächspartnerInnen wies darauf hin, dass viele türkische Traditionen und Verhaltensweise durch die Migration verloren gingen. Alle Befragten haben sehr wenig bis gar keinen Kontakt zur Türkei, acht von ihnen betonten, die Geographie oder den Bekanntenkreis in der Türkei nahezu nicht zu kennen. Der Kontakt beschränkt sich in allen Fällen auf Urlaube, die alljährlich oder alle drei bis fünf Jahre stattfinden. Ein fünfzehnjähriges Mädchen fühlt sich in der türkischen Öffentlichkeit fremder als im öffentlichen Raum Österreichs. Abgesehen von den Ausführungen des 31-jährigen Mannes werden österreichische Traditionen, Rituale und Bräuche von keinem/r Interviewten ausdrücklich angesprochen.

Viele türkische ArbeitsmigrantInnen fühlen sich sowohl in Österreich als auch in der Türkei ausgegrenzt und wissen nicht wohin sie gehören (Vgl. Straube, 2000, 170). Ich stellte mir daher die Frage, ob derartige Identitätsprobleme auch dem Empfinden der Kinder/Enkelkinder von MigrantInnen entsprechen.

Identifikationsprobleme auf Grund einer Zerrissenheit wurden durch intensive Selbstbeschreibungen teilweise, aber keinesfalls einheitlich, bestätigt. In vier Gesprächen wurden die Begriffe der „Zerrissenheit“ und des „Identifikationsproblems“ entschieden abgelehnt. Zwei der Befragten bestätigten sogleich ein negatives Gefühl der Zerrissenheit und gaben an, sich zwischen zwei Kulturen verloren zu fühlen.

Drei weitere gingen auf den Begriff der Zerrissenheit nicht näher ein, bestätigten jedoch Identifikationsprobleme zu haben und keine Gewissheit bezüglich ihrer „wirklichen“ Zugehörigkeit zu erlangen. Sie betonten, dass die zweite und dritte Generation in beiden Ländern nicht akzeptiert werden und sich in beiden Ländern fremd fühlen. Der Älteste (31 Jahre) hat dabei die größten Schwierigkeiten und wird phasenweise hin- und hergerissen. Dabei hat er konkrete voneinander abgetrennte Werte- und Kulturvorstellungen der Türkei und Österreich/Europa. Wer innerhalb der türkischen Kultur lebt, müsste nach seinen Ansichten in seinem Alter bereits verheiratet sein und Kinder haben. Bei einem Leben nach europäischen Werten sei das nicht nötig, alles sei „lockerer“ und man müsse „nichts planen“. Des Weiteren bewertete er die

türkischen Werte weitaus moralischer. Nächstenliebe und Selbstlosigkeit gehören zum türkischen Alltag, während innerhalb der österreichischen/europäischen Kultur der Egoismus regiere. Seit einigen Jahren orientiert er sich wieder mehr an europäischen Werten, was dazu führte, dass er mittlerweile selber Vorurteile gegenüber muslimischen, barttragenden Männern in sich trägt und sie mit Terroristen assoziiert. Gespräche mit „türkischen“ Freunden verunsichern ihn jedoch immer wieder in seinen Meinungen, er wisse nie hundertprozentig, ob er den richtigen Weg gehe. Da er mit 31 Jahren weder eine Frau, noch Kinder hat, wird er von „türkischen“ Bekannten und Verwandten unter Druck gesetzt, woraufhin er immer wieder unsicher darüber ist, ob er wirklich „etwas verpasst“ hat und sich besser mehr an „türkischen“ Werten hätte orientieren sollen. Er spürt kontinuierlich eine Hin- und Hergerissenheit zwischen „türkischen“ und „österreichischen“ Werten. Da er weder zu dem einen, noch zu dem anderen vollständig stehen kann, will er zukünftig seine Doppelidentität akzeptieren und Vorteile daraus ziehen.

Im folgenden Abschnitt wird die religiöse Einstellung und Praxis im Mittelpunkt stehen.

16.3.4 Was für eine Rolle spielt die Religion und ihre Ausübung?

Annähernd alle Befragten (9) bekennen sich zum Islam, genauer zu dem Sunniten-tum, wobei die praktische Ausübung sehr verschieden ist. Die Hälfte der Befragten (5) ist als religiös einzustufen, die Religion spielt in ihrem Leben eine große Rolle, sie halten sich grundsätzlich an die fünf Säulen, versuchen dementsprechend fünfmal am Tag zu beten und besuchen die Moschee regelmäßig. Dabei handelt es sich um fünf Mädchen, die entweder gegenwärtig ein Kopftuch tragen bzw. planen, es künftig zu tragen und außerdem einen muslimischen Mann heiraten wollen. Drei von ihnen hoben hervor, sich aus freien Stücken für die Religion entschieden zu haben und in keiner strengreligiösen Familie aufgewachsen zu sein. Keine führt ihre Religionsverbundenheit auf einen Druck der Eltern zurück, dem Freundes- und Bekanntenkreis kommt die größte motivierende Rolle hinsichtlich ihrer Religiösität zu. Eine Frau unterstreicht, dass sie innerhalb ihrer Familie diejenige ist, die sich am intensivsten auf die Religion konzentriert. Da ihre Familie eher „lockerer“ ist und weitaus weniger Wert auf die Religion und das Kopftuch legt, gab es innerfamiliäre Auseinandersetzungen, als sie begann die Kopfbedeckung zu tragen. Erlebte Diskriminierungen wa-

ren für sie ein zusätzliches Motiv, sich in stärkerem Maße für ihre Religion zu interessieren und einzusetzen.

Drei der fünf Männer haben eine kritische Einstellung gegenüber der Religion, wobei sich nur einer von ihnen eindeutig abgrenzt und sich als Marxist definiert. Einer betont anfangs, nach keinen religiösen Regeln zu leben und dem Religiösen keine Bedeutung beizumessen, später bekennt er sich allerdings zu dem Glauben an Gott und sieht sich der islamischen Glaubensgemeinschaft durchaus zugehörig. Die dritte skeptische Stimme bekennt sich grundsätzlich zum Islam, entwickelte sich aber nach eigenen Aussagen immer mehr zum Atheisten. Es handelt sich dabei wieder um den 31-jährigen. Er persönlich praktiziert die Religion nicht, innerhalb der Familie werden islamische Traditionen allerdings durchaus gelebt. Da seine Verwandten und „türkischen“ Freunde immer wieder Druck auf ihn ausüben, traut er sich nicht, der Religion gänzlich abzuschwören. Ein weiterer Grund, warum er sich der Religion dennoch verbunden fühlt, ist das Verteidigungsgefühl gegenüber unfairen Diffamierungen von muslimischen Menschen. Er bedauert, dass seine türkischen Freunde „sehr geschockt“ sind über seine gemäßigte Religionspraxis. Sie verstehen nicht, warum er am Islam nicht mehr so streng festhält wie er es früher tat. Obwohl es manche akzeptieren, erkennt er innerhalb der „türkischen“ Community eine niedrige Kritiktoleranz hinsichtlich der Religion. Er hat wenig Verständnis für diese Engstirnigkeit, weil sich die wenigsten „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation an die islamischen Regeln halten würden, aber dennoch keine Kritik zulassen.

Bei den übrigen Befragten spielt die Religion und der Glaube durchaus eine Rolle, eine strenge Regeleinhaltung oder ein genaues Wissen über den Inhalt des Korans steht aber nicht im Mittelpunkt ihres Glaubens. Solange die Religion nicht strenggläubig praktiziert wird, stellt ihre Ausübung in Österreich kein Problem dar. Allerdings stoßen Menschen, die die fünf täglichen Gebete einhalten möchten, sich ein Minarett wünschen oder das Kopftuch ausnahmslos tragen möchten, auf gesellschaftliche und politische Probleme, die ihre religiöse Praxis behindern. Da islamische Praktiken eng mit Fragen der Integration verknüpft sind bzw. verknüpft werden, folgt nun die Ausarbeitung des Integrationsteiles.

16.3.5 Integration

Eingangs wird der Interpretation des Begriffes nachgegangen: Was verstehen Personen der zweiten und dritten Generation unter „Integration“? Anschließend folgen Angaben über die persönliche Befindlichkeit: Inwieweit fühlen sich MigrantInnenkinder/enkelkinder integriert? Zu guter Letzt suchte ich nach Lösungsvorschlägen und hemmenden Faktoren: Wie kann eine erfolgreiche Integration erreicht/gehemmt werden?

Was wird unter dem Begriff einer (erfolgreichen) „Integration“ verstanden?

Auffallend ist, dass fünf der elf Befragten unter dem Begriff der Integration eine „Anpassung“ an die österreichische Kultur oder Gesellschaft verstehen. Gleichzeitig kritisieren sie österreichische Vorstellungen einer vollständigen Anpassung und die ihnen entgegengebrachte Forderung, ihre Kultur und Religion ändern zu müssen und ihre türkischen Bräuche und Traditionen vergessen zu müssen. Sie bedauern das mangelnde Verständnis gegenüber ihrer Kultur und Religion und heben einheitlich hervor, auch integriert zu sein, ohne „alles zurücklassen“ zu müssen. Was eine erfolgreiche Integration betrifft, wird die deutsche Sprache von einem guten Viertel (3) als das wesentlichste Kriterium angeführt. Jemand der die Sprache kann, hier eine Ausbildung absolviert(e) und gegenwärtig oder zukünftig hier arbeitet, wird von den TeilnehmerInnen als integriert angesehen. Für einen 25-jährigen Angestellten ist es außerdem wichtig, sich mit dem kulturellen und sprachlichen Wissen, den „ganzen Regeln“ vertraut zu machen. Mehrere hoben hervor, dass beide Seiten, sowohl ÖsterreicherInnen als auch „TürkInnen“, an der Integration beteiligt sind. Für eine Abschiebung des Problems auf sie haben sie kein Verständnis.

Inwieweit ist die zweite und dritte Generation in die österreichische Gesellschaft integriert?

Knapp die Hälfte der Personen (4) fühlt sich vollkommen und hundertprozentig integriert, eine weitere Befragte gibt ohne dementsprechende Verstärkungen an, sich ebenfalls integriert zu fühlen. Dennoch heben drei von ihnen hervor, dass sie sich selber zwar als integriert betrachten, von der Gesellschaft jedoch nicht als ein Teil dieses Staates akzeptiert werden. Auch wenn sie hier geboren und aufgewachsen sind, werden sie von ÖsterreicherInnen als „AusländerInnen“ betrachtet. Gründe dafür sehen sie in ihrer Religion und den dazugehörigen Regeln. Sie kritisieren die Into-

leranz gegenüber Menschen, welche kein Schweinefleisch essen oder Kopftücher tragen bzw. Verständnis für eine Verschleierung haben und sprechen sich gegen eine von österreichischer Seite erwartete Assimilation aus. Drei Männer heben das Unverständnis über diese fehlende Anerkennung hervor, indem sie angeben, genauso zu leben wie Österreicher, genauso Alkohol zu trinken, rauszugehen und Frauen nicht zu unterdrücken. Trotz der grundsätzlichen Annahme, integriert zu sein, unterstreichen zwei Personen von Seiten der Politik nicht integriert zu werden. Die rechte Politik Österreichs wird dabei kräftig kritisiert, wobei nicht nur die FPÖ oder das BZÖ genannt werden, sondern auf eine grundlegend „türkenfeindliche“ Politik hingewiesen wird. Der 31-jährige Befragte begreift die gegenwärtige Integrationsdebatte „überhaupt nicht mehr“. Seiner Ansicht zufolge haben sich „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation bereits erfolgreich integriert. „Die Integration hat schon lange stattgefunden.“ Die Politik ist seiner Meinung nach dafür zuständig, dass sie von der Gesellschaft als erfolgreich integriert angesehen werden, denn ihren Anteil hätten sie bereits geleistet. Er versteht nicht, was „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation noch tun müssen, um als integriert anerkannt zu werden, schließlich können sie ihr Aussehen und ihren Namen nur schwer ändern. Er nimmt sich als „hundertprozentig“ integriert wahr und wird wegen seinem perfekten Deutsch und seinem Aussehen in erster Hinsicht von keinem als nicht integriert angesehen. Wenn ÖsterreicherInnen allerdings bemerken, dass seine Eltern aus der Türkei kommen, wundern sie sich und bewerten ihn als eine Ausnahme, worin er ein Vorurteil sieht.

Drei weitere Mädchen, welche sich „größtenteils“ als integriert betrachten, unterscheiden bei genauerem Nachfragen zwischen draußen, der Öffentlichkeit und zu Hause. Während sie sich „draußen“, „bei der Arbeit“ oder „in der Klasse“ integriert fühlen, betrachten sie sich „zu Hause“ als „nicht integriert“. Ursachen für dieses Empfinden „drinnen“ ist vordergründig die türkische Sprache, ferner das türkische Essen, die türkische Musik und Einrichtung. Auch die restlichen drei TeilnehmerInnen fühlen sich teilweise integriert, teilweise nicht.

Auf die Frage, ob sie sich der Mehrheitsgesellschaft oder einer Minderheit zugehörig fühlen, antworteten fünf Personen mit einem „Ja“, eine Person zählt sich auf Grund der Diskriminierungen zu der „türkischen“ Minderheit. Die Restlichen beantworteten

die Frage unklar, warum ich aus repräsentativen Gründen auf eine weitere Interpretation verzichte.

Bekanntenkreis

MigrantInnen der ersten Generation pflegen meist wenig bis gar keinen Kontakt zu ÖsterreicherInnen (Vgl. Beiwl, 1995, 126). Wie sieht es bei ihren Nachkommen aus? Über die Hälfte der Befragten (6) gibt an, sowohl türkische als auch österreichische FreundInnen zu haben, wobei zwei davon unterstreichen, dass „TürkInnen“ durchaus überwiegen. Ein männlicher Interviewpartner begründete dies damit, dass man sich bei türkischen FreundInnen und Familienmitgliedern wohler fühlt als in einer Situation, in der man als einziger Türke mit vielen ÖsterreicherInnen zusammen ist. Außerdem gäbe es mehr Gesprächsthemen. Lediglich vier dieser sechs Personen erwähnten, dass sich unter den ÖsterreicherInnen auch sehr gute und enge FreundInnen befinden. Fünf Mädchen, wovon sich vier in ihrer Freizeit Großteils mit ihrer Religion und ihren Freundinnen in der Moschee beschäftigen, haben hauptsächlich mit „TürkInnen“ soziale Bindungen. Ihre österreichischen Bekanntschaften reduzieren sich auf die Schule, die Arbeit oder auf NachbarInnen.

„Die Integration hat sich verbessert!“

Die deutsche Sprache ist für alle TeilnehmerInnen ein Grund, warum sie sich als in höherem Maße integriert betrachten als ihre Eltern/Großeltern. Die erste Generation spricht oft kein Deutsch, was von meinen Interviewten als eine Ursache ihrer erfolglosen Integration betrachtet wird. In vielen Fällen benötigen die älteren „TürkInnen“ in ihrem Alltag „so gut wie kein Deutsch“, falls es doch einmal von Nöten ist, springen Bekannte oder ihre Kinder/Enkelkinder ein. In den hier untersuchten Fällen kann manchmal die Mutter auf Grund ihrer Arbeitsstelle besser Deutsch, in anderen Fällen der Vater, dies hängt ganz von dem jeweiligen Arbeitsumfeld ab. Mütter, die Hausfrauen sind und nicht arbeiten, beherrschen die deutsche Sprache gar nicht oder „nicht gut“. Im Gegensatz dazu, verwendet eine junge Interviewte die türkische Sprache nur noch in Gesprächen mit den Eltern/Großeltern, wobei auch diese Konversationen teilweise auf Deutsch stattfinden. Dialoge mit („türkischen“) FreundInnen erfolgen ausschließlich in deutscher Sprache. Eine junge Schülerin weist darauf hin, dass man auf Grund von guten deutschen Sprachkenntnissen als „etwas Besseres“ gesehen wird. In zwei Gesprächen wird es sehr bedauert, dass das Wohlbefinden in

der Öffentlichkeit in Begleitung der Eltern/Großeltern angesichts verstärkter Diskriminierungen und Beschimpfungen wesentlich sinkt. Gemäß vorangegangenen Schilderungen erhöht die Sprache die Integration, wodurch sich laut acht Interviews auch die Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten „verbessert“ haben. Zwei Mädchen sehen eine Verbesserung der Integration darin, heutzutage in Ämtern auch auf „türkische“ Angestellte zu treffen. Eine Verbesserung der finanziellen Lage zwischen der ersten Generation und ihren (Enkel-)Kindern wird einheitlich bestätigt. In einem Gespräch wird die erste Generation „eindeutig zu den sozial Schwachen“ gezählt. Bis zu seinem 24. Lebensjahr hatten sie in ihrem Haus weder eine Dusche und ein WC, noch fließendes Wasser. Später besaßen sie noch jahrelang ein Plumpsklo. Er geht davon aus, dass die Mehrheit der „türkischen“ EinwanderInnenfamilien heute unter weitaus besseren Wohnverhältnissen wohnt und „sich auch mal was leisten kann“. Die Überwindung der untersten sozialen Schicht verdanken sie gemäß drei dementsprechenden Darstellungen den Eltern. Die drei Mädchen heben den ausdauernden Fleiß und die beständige bildungstechnische Unterstützung ihrer Eltern hervor. Bei sieben der elf Fallbeispiele kann eine elterliche Förderung bezüglich der (Aus-)Bildung bestätigt werden. Des Weiteren beschreibt eine Teilnehmerin, dass sich das Selbstbewusstsein und der Ehrgeiz im Laufe der Generation in großem Maße erhöhten. Bei der Analyse aller elf Interviews konnte dies jedoch nicht allgemein bestätigt werden.

Wie kann eine erfolgreiche Integration erreicht/gehemmt werden?

Nachdem das Verständnis des Begriffes der „Integration“ geklärt war, erkundigte ich mich, was ihrer Meinung nach die Hindernisse einer Eingliederung in die österreichische Gesellschaft sind. Ich fragte sie nach Lösungsvorschlägen, wie eine erfolgreiche Integration erreicht werden könnte. Ein knappes Viertel (3) sieht Ghettoisierungen als maßgeblichstes Hindernis an und ruft sowohl die Politik, als auch die EinwanderInnenfamilien auf, keine „Ausländerviertel“ entstehen zu lassen. Sie betrachten es als ein großes Problem, wenn „TürkInnen“ der ersten Generation ausschließlich türkisch sprechen und der soziale Kontakt bloß auf andere „TürkInnen“ ausgeht. Wie bereits angesprochen, benötigen erwachsene Einwanderer aus der Türkei auf Grund der großen türkischen Community in Österreich oft überhaupt keine deutsche Sprache. Sowohl der Tabakverkäufer, der Lebensmittelhändler als auch der Arzt sind TürkInnen. „Auch andersrum werden die meisten Österreicher den Weg in solche Viertel vermeiden.“ Der 31-jährige Interviewte nennt seinen seit sieben Jah-

ren in Österreich lebenden Schwager als Beispiel. Er kam nach Österreich, um seine Schwester zu heiraten, lebt und arbeitet hier und spricht zu großem Bedauern meines Interviewpartners bis heute kein Deutsch: „So kann keine Integration stattfinden.“ Vier TeilnehmerInnen betonten die beidseitige Verantwortung und sehen sich selber genauso gefordert wie ÖsterreicherInnen. Sie sind sich einig darüber, dass EinwanderInnen Deutsch lernen sollten. Sie selber, die zweite und dritte Generation, sind dieser Forderung nachgekommen und erwarten sich andererseits Respekt und Offenheit von ÖsterreicherInnen. Die vorangegangenen Angaben der fehlenden Sprachkenntnisse und Ghettoisierungen bezogen sich auf EinwanderInnen der ersten Generation. Dank dem hier vollzogenen Schulbesuch wurden Angehörige der zweiten und dritten Generation sowohl mit anderen ÖsterreicherInnen, als auch mit der Sprache reichlich konfrontiert. Neben fehlenden Sprachkenntnissen wird auch der Nationalismus als Ursache von Ghettoisierungen und Abgrenzungen angeführt. Als zweitgrößtes Hindernis gilt die Politik, die durch Verleumdungen immer wieder auf „schlechte Ausländer“ hinweist und damit Menschen gegeneinander aufhetzt. Interessant ist, dass die FPÖ und H. C. Strache in nur zwei Befragungen explizit angesprochen wurde. Die „unkorrekte Politik“ gilt in allgemeiner Hinsicht als hemmende Kraft. Politiker und Medien sollen auch auf „erfolgreiche Ausländer oder ehemalige Ausländer aufmerksam machen“ und Gemeinsamkeiten in den Vordergrund stellen. Zwei der Interviewten weisen darauf hin, dass Christen und Moslems denselben Gott haben und lediglich verschiedene Gebetshäuser benützen. Ein 24-jähriger empfindet es als verletzend, ständig islam- und „ausländerfeindlichen“ FPÖ-Plakaten ausgesetzt zu sein. Er kritisiert, dass sich keine einzige Partei wirksam gegen diese öffentlichen Slogans stellt. Der Schule kommt in zwei Gesprächen ein bedeutender integrationshemmender Faktor zu, da Kinder schon im Kindergarten und der Schule ausgeschlossen und benachteiligt werden, was einseitige Gruppenzugehörigkeiten maßgeblich bedingt. Auf gesetzlicher Ebene wird die von der Abstammung abhängende Staatsbürgerschaft kritisiert: „Ein Ausländer der hier in Österreich geboren wird, sollte automatisch, ohne irgendwelche Ausnahmen oder Umwege, die österreichische Staatsangehörigkeit bekommen. Somit wird sich dieser Ausländer schon in seiner Kindheit und auch in seiner Jugend als ein Bürger dieses Staates fühlen.“ Religiöse und kulturelle Abgrenzungen voneinander stellen weitere Barrieren hinsichtlich einer erfolgreichen Integration dar und rufen Rassismus, Diskriminierungen und Vorurteile hervor: „Die Menschen sollen das Kopftuch nicht so religiös sehen. Das

soll einfach ein Aussehen sein.“ Das Mädchen erwähnte unter anderem die „Emos“, die genauso anders ausschauen aber nicht gleich als „andere“ kategorisiert werden. Sie wünscht sich, „einfach nur als anders aussehend“ beurteilt zu werden. Rassistische und diskriminierende, mit Vorurteilen behaftete Menschen werden ebenfalls als hemmend eingestuft, was verdeutlicht, warum dieses Kapitel in seinen Aussagen dem Kapitel „Ursachenforschung und Lösungsansätze: Was veranlasst Diskriminierungen, Rassismus und Vorurteile und wie kann dagegen angekämpft werden?“ wesentlich ähnelt.

16.3.6 Diskriminierung, Rassismen und Vorurteile

Im Folgenden analysierte ich vorrangig die von den InterviewteilnehmerInnen wahrgenommenen Definitionen von „Diskriminierung“ und „Rassismus“ und gehe anschließend auf persönliche Erlebnisse mit Diskriminierungen, Rassismen und Vorurteilen ein. Nachstehend folgen allgemeine Einschätzungen des Rassismus, der Diskriminierungen und Vorurteile in Österreich. Am Ende widmete ich mich den in den Interviews meist genannten Vorurteilen inklusive deren Bestätigungen oder Revidierungen. Abschließend folgt ein spezifischer Teil über die Diskriminierung auf Grund des Kopftuches, gefolgt von einem Kapitel über Ursachen und Lösungsansätze.

Was wird unter den Begriffen „Diskriminierung“ und „Rassismus“ verstanden?

Da die Begriffe „Diskriminierung“ und „Rassismus“ in den Interviews immer wieder synonym verwendet wurden, stellt sich die Frage nach den Definitionen der GesprächspartnerInnen. Zwei Interviewte bestätigten die gleichbedeutende Benützung, indem sie zwischen einer „Diskriminierung“ und „rassistischen Handlungen“ keinen Unterschied erkennen. Drei der Befragten sehen den Unterschied lediglich in dem Maß und der Art und Weise der Erniedrigungen und Beschimpfungen. Gewalttätige Übergriffe oder das „Ziehen am Kopftuch“ werden mit Rassismus verbunden, „leichte“ Beleidigungen und „ausgeschlossen werden“ assoziieren sie mit Diskriminierungen. Wenn Beschimpfungen ein „schlimmeres“ Maß erreichen, werden sie mit Rassismus verbunden. Rassismus wird als der „allerhöchste Punkt“ von Diskriminierungen und Benachteiligungen interpretiert. Entsprechend einer Gesprächsteilnehmerin sind bei einer Diskriminierung eine Diskussion und ein erreichbarer Kompromiss noch möglich, bei rassistischen Menschen ist die Meinung derart gefestigt, dass dagegen kaum etwas getan werden kann. „Rassisten sind mit dem Gedanken aufgezo-

gen worden, dass hier nur Österreicher und Österreicherinnen sein sollten, die anderen werden von vornherein abgelehnt.“ Interessanterweise charakterisiert ein Mädchen Beschimpfungen wie „Tschusch“, „Kanake“ oder „Kopftuchmafia“ nicht als Diskriminierungen. Ein anderes Mädchen gibt an, das Wort „Ausländer“ als keine Beschimpfung oder Diskriminierung zu interpretieren.

Persönliche Erfahrungen mit Rassismen, Diskriminierungen und Vorurteilen

Sechs der InterviewteilnehmerInnen betonten „viele Erfahrungen“ mit Diskriminierungen, Beschimpfungen und Vorurteilen gemacht zu haben. Sie bedauerten einheitlich, von vielen ÖsterreicherInnen nicht akzeptiert zu werden. Ein 25-jähriger Mann wird allein in seinem Haus mindestens einmal in der Woche von seinem Nachbar als „scheiß arbeitsloser Türke“ beschimpft, obwohl er einer Ganztagsanstellung als Finanzberater in einer Bankfiliale nachgeht. „Scheiß Türk“ ist die meist genannte verbale Attacke und wird von männlichen als auch von weiblichen TeilnehmerInnen mehrmals genannt. Weitere Beleidigungen sind „Scheiß Ausländer“, „Geht’s ham“, „Schleich di“, „Was wollt ihr hier?“, „Tschuschen“ und „Kanaken“.

Drei Gesprächspartner erlebten Diskriminierungen kaum und wurden selten mit Vorurteilen konfrontiert. Darunter ist eine Frau, die kein Kopftuch trägt, was laut ihr ein Grund für die ihr entgegengebrachte Akzeptanz ist. Da sie nicht wie eine „typische Türkin“ aussieht und perfekt Deutsch spricht, wird sie oft für eine Österreicherin gehalten. Obgleich sie persönlich in geringem Maße mit Diskriminierungen und Vorurteilen konfrontiert sind, sind sie trotzdem der Meinung, dass „TürkInnen“ häufig benachteiligt werden. Durch Bekannte hören sie immer wieder von diskriminierenden Erlebnissen. Zwei gaben an, überhaupt nicht diskriminiert zu werden und noch nie mit Vorurteilen konfrontiert gewesen zu sein. Interessant ist, dass vier Mädchen dieser fünf Personen, welche auf die Frage nach Diskriminierungen und Vorurteilen zuerst mit „selten“ bzw. „nie“ antworteten, im Laufe des Interviews viele Erlebnisse erzählten, in denen sie eindeutig benachteiligt werden und Vorurteilen begegnen. Als ich sie daraufhin fragte, ob sie solche Erfahrungen des Öfteren hatten und wenn ja, warum sie die Frage nach Diskriminierungen und Vorurteilen mit „nie“ oder „selten“ beantworteten, erklärten sie, dass derartige Diskriminierungen und Vorurteile schon „ganz normal“ seien. Sie haben sich mittlerweile „daran gewöhnt“. Im Laufe meiner Recherchen verbrachte ich viel Zeit mit „TürkInnen“ und kann die vorangegangenen

Angaben nur bestätigen. Wenn ich beispielsweise mit kopftuchtragenden Schülerinnen unterwegs war, wurden diese häufig beschimpft. Auch als ein Mann vom Balkon aus schrie, dass dieses Gesindel doch abgeschoben gehört, kicherten sie und entgegneten meiner Entsetzung, dass das „ganz normal“ sei. Ein weiteres Indiz für die Widersprüchlichkeit ihrer Angaben ist, dass es für diese Mädchen ganz gewöhnlich ist, immer in der Gruppe unterwegs zu sein. Eine von ihnen bemerkte, dass sie sich, wenn sie kein Wort Deutsch sprechen könnte, überhaupt nie alleine auf die Straße trauen würde.

Was das Wesen der Angreifer betrifft, sind es „meistens Männer, die uns beschimpfen, die Frauen trauen sich das nur, wenn ein starker Mann neben ihnen steht“, außerdem waren sie häufig betrunken. Umgekehrt bekräftigte ein Mädchen, dass es meistens die Frauen sind, die diskriminiert werden, auch wenn sie kein Kopftuch tragen. „Ich habe bisher noch keinen Mann gekannt, der Probleme mit Diskriminierungen hatte.“

Bei der Beschreibung der verschiedenen Erlebnisse ist auffallend, dass fünf Personen von negativen Ereignissen mit LehrerInnen berichteten. Sie beschrieben sie als „rassistisch“, „unfair“, „diskriminierend“ und mit sehr vielen Vorurteilen belastet. Dabei berichtete eine von ihnen von einer einzigen „rassistischen“ Lehrerin, welche eine „Ausnahme“ darstellte. Ein anderer meinte, dass „alle“ seine ehemaligen LehrerInnen mit sehr vielen Vorurteilen gegenüber „TürkInnen“ behaftet waren. Er beschrieb eine Deutschlehrerin, welche die „Türken“ vor versammelter Klasse als „Scheißvolk“ bezeichnete. Als er sich daraufhin beschwerte, blieb er in Deutsch sitzen, wodurch er sich noch mehr gedemütigt fühlte, da er nach seinen Ansichten bereits damals gut Deutsch sprechen konnte. Die restlichen Interviewten sprechen von vielen oder manchen „diskriminierenden“ LehrerInnen. Eine 16-jährige Schülerin erzählte von ihrer Schwester, die bei einer Prüfung durchfiel, obgleich sie die nötige Punktezahl erreicht hatte. Die Begründung der Lehrerin: „Alle Türken sind dumm, bei mir können keine Türken eine Prüfung schaffen.“, überdies zog sie an ihrem Kopftuch. Ihre Schwester musste die Prüfung wiederholen und beschwerte sich anschließend beim Stadtschulrat. Der Schuldirektor reagierte auf ihre Beschwerde in keinsten Weise. Nach dem Gespräch mit dem Stadtschulrat wurde die Lehrerin in eine andere Klasse versetzt, an der Schule durfte sie weiterhin unterrichten. Eine 15-jährige Schülerin

erzählte von einer Schularbeit, bei der lediglich die „AusländerInnen“ Fünfer zurückbekamen, ansonsten kein/e Einzige/r. Sie ist sich sicher, dass dieses Ergebnis auf Diskriminierungen beruht, weil die „AusländerInnen“ im Allgemeinen keineswegs schlechter als die ÖsterreicherInnen abschneiden. Auch der 31-Jährige erduldet „schmerzvolle“ Diskriminierungen zum größten Teil in der Schule und der Lehre. Er erzählte von verschiedenen LehrerInnen, welche ihn und mehrere andere benachteiligte Personen ohne Grund in die Sonderschule schicken wollten. Da er ein sehr schüchterner Junge war, traute er sich nie zu reden. Anstatt ihm ein Gefühl der Sicherheit und Geduld zu vermitteln, wollten die LehrerInnen ihn in die Sonderschule abschieben. Durch die Angst vor der Sonderschule begann er schließlich zu reden und konnte das Vorhaben verhindern. Ohne die Unterstützung seiner Eltern wäre er nach eigenen Einschätzungen jedoch sicher in die Sonderschule gekommen, einige seiner Bekannten konnten es aus diesem Grund nicht verhindern. Es handelte sich dabei nicht nur um „TürkInnen“ oder „AusländerInnen“, sondern generell um „benachteiligte“ Personen „der untersten sozialen Schicht“. „Die sozial Schwachen sollen auf der Strecke bleiben, auch wenn sie klug sind.“ Nach seinen Erlebnissen werden sozial Schwache im Allgemeinen zu wenig gefördert, die Reicheren sollen weiterkommen, andere sollen auf der Strecke bleiben. Gemäß seinen Erzählungen waren es nicht nur die LehrerInnen, die sich diskriminierend verhielten, sondern auch SchülerInnen. Wenn es Geburtstagsfeiern gab, erhielten die „ausländischen“ als einzige keine. Er geht davon aus, dass den Kindern derartige Ausgrenzungen von den Eltern und Verwandten beigebracht werden. „Wahrscheinlich drohte man schon zu Hause, dass sie keine Türken oder Jugoslawen einladen dürfen.“ Auch in seiner folgenden Lehre wurde er von seinem Gesellen vor anderen Arbeitern und Firmen gedemütigt und „fertig gemacht“, woraufhin er Angst hatte zur Arbeit zu gehen. Gegenwärtig erlebt er weder Diskriminierungen, noch Vorurteile auf Grund seiner türkischen Herkunft. Dies führt er auf sein gutes Deutsch, die österreichische Staatsbürgerschaft, seine mäßige Religionsausübung und sein Aussehen zurück. Da er meistens für einen Österreicher gehalten wird, wird er auch nicht diskriminiert. „Wenn sie dann merken, dass ich aus der Türkei stamme, sind viele schockiert, da sie mit Türken nichts zu tun haben wollen.“

Abgesehen von der Schule und dem Arbeitsplatz berichteten meine InterviewpartnerInnen von ungerechtfertigten Beschimpfungen in öffentlichen Verkehrsmitteln. In-

nerhalb der „türkischen“ Gesellschaft kursieren auch Geschichten über Frauen, denen das Kopftuch herunter gerissen wurde oder mit einer Nadel auf den Kopf gestochen wurde. Allerdings hat dies keine/r der GesprächspartnerInnen persönlich miterlebt. Einem 25-Jährigen wurden innerhalb eines Bewerbungsgespräches Vorurteile entgegengebracht, indem er gefragt wurde, inwieweit er „strenggläubig“ ist und, ob er seine Religion „fanatisch“ ausübt. Eine 20-jährige pharmazeutische Assistentin hat immer wieder damit zu kämpfen, dass sich Kundschaften auf Grund ihrer Herkunft von ihr nicht bedienen lassen wollen. Die übrigen Berichte erstrecken sich über „auf der Straße angegafft werden“, „öfters in Diskos nicht reinkommen“, von österreichischen Gruppen ausgeschlossen werden und ungerechtfertigte und unfaire Beschuldigungen. Drei Mädchen sehen die Beleidigungen wegen ihrer guten deutschen Sprachkenntnisse als „kein weiteres Problem“, weil sie sich mit Worten wehren können.

Drei Männer berichteten überdies von gewalttätigen Übergriffen auf sie. Ein weiterer wurde selbst nicht angegriffen, erlebte aber, wie andere auf Grund ihrer türkischen Wurzeln körperlich angegriffen wurden. Die sieben übrigen TeilnehmerInnen hatten weder direkte, noch indirekte Erfahrungen mit gewalttätigen Übergriffen.

Das Aussehen (das Kopftuch, die dunkle Haut, die dunklen Haare) und die Religion werden als wesentliche Antriebe von Diskriminierungen betrachtet. Dem Kopftuch ist im Folgenden ein ausführlicherer Abschnitt gewidmet. Es wird jedoch betont, dass das Aussehen keinesfalls der einzige Grund ist. Die Diskriminierungen und Vorurteile werden lediglich auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. „Sobald man sagt, dass man Türke ist, werden einem Vorurteile entgegengebracht.“ Andere genannte Gründe sind die türkische Herkunft und der Akzent, den viele trotz gutem Deutsch nicht verbergen können.

Allgemeine Einschätzungen des Rassismus, der „AusländerInnenfeindlichkeit“, der Diskriminierungen und Vorurteile in Österreich

Dass es Diskriminierungen gegenüber „TürkInnen“ gibt, wird einheitlich bestätigt. Die Ursache dafür, sehen die meisten in den mit vielen Vorurteilen und Ungeduld behafteten ÖsterreicherInnen. Sie argumentierten, dass das Aussehen in Österreich eine sehr große Rolle spielt, weshalb die kopftuchtragenden Frauen oft die Leidtragends-

ten sind. Laut den geführten Gesprächen kommt dem Kopftuch in Österreich eine weitaus bedeutendere Rolle zu als in anderen Ländern. Eine 24-jährige Angestellte kritisierte, dass das Kopftuch automatisch mit der Türkei verbunden wird. Auf Grund der in den Interviews immer wieder angesprochenen Kopftuchdebatte ist diesem Themenbereich weiter unten ein eigenes Kapitel gewidmet. Obwohl Diskriminierungen gegenüber „JugoslawInnen“, „Serben“, „Bosnier“ und „Ostpolen“ ebenfalls angesprochen werden, unterstreicht ein Mädchen, dass Moslems trotzdem „mehr ausgeschlossen“ werden und MigrantInnen aus der Türkei und Bosnien in stärkerem Maße diskriminiert werden. Muslimische Menschen könnten sich „in der Öffentlichkeit weniger erlauben“ als andere. Sechs GesprächsteilnehmerInnen beurteilten die Situation in Österreich sehr negativ und „schlimm“. Laut ihnen gibt es hier sehr viele Diskriminierungen und sogar rassistische Tendenzen. Sie beklagen, dass keine einzige Partei dagegen antritt und sie sich von keiner österreichischen Interessensgemeinschaft unterstützt fühlen. Laut dem 24-jährigen Finanzberater neigt die Mehrheit der ÖsterreicherInnen zur FPÖ. Der 31-jährige Befragte zählt Österreich zu den rassistischsten Ländern überhaupt. Weitere Schätzungen, die Vorurteile, rassistischen Tendenzen und Diskriminierungen betreffend, sind relativ hoch. Innerhalb dieser sechs Interviews werden 50 bis 85 % der ÖsterreicherInnen als sehr vorurteilsbehaftet gegenüber „TürkInnen“ beurteilt. Die fünf übrigen InterviewpartnerInnen betonen, dass diejenigen, die diskriminieren und rassistische Einstellungen und Vorurteile gegenüber „TürkInnen“ haben, nur ein kleiner Teil der Gesamtgesellschaft darstellen. Schätzungen bewegen sich hier zwischen einem und 30 Prozent. Des Weiteren findet Diskriminierung zu einem großen Teil in den Behörden statt und drückt sich oft latent und unterschwellig aus. Als Beispiele für die latente Art des Rassismus in Österreich werden rassistische Internetforen angesprochen. Knapp die Hälfte (5) bewertete die gegenwärtige Situation jedoch weitaus besser als in den 1990er-Jahren. Zwei Personen sehen den Grund dafür darin, „dass immer mehr Menschen das Kopftuch tragen und immer mehr aus dem Ausland gekommen sind und kommen werden“. Den Medien kommt ein erheblicher Teil der „Ausländerfeindlichkeit“ zu. Die einseitige Darstellung von „AusländerInnen“ beleidigt meine GesprächspartnerInnen. „AusländerInnen“ werden vordergründig mit „TürkInnen“ in Zusammenhang gebracht: Die Kriminalität wird offenkundig mit „AusländerInnen“ verbunden.

Die häufigsten Vorurteile

„Türken können kein Deutsch und sind auch sonst nicht gebildet.“

Eines der am häufigsten genannten Vorurteile (5) ist, dass „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation gar kein oder nicht gut Deutsch sprechen können und auch ansonsten nicht gebildet sind. Speziell den Frauen wird oft zugeschrieben, nur Kochen, Putzen und Kinder aufziehen zu können. Obwohl viele der ersten Generation tatsächlich nicht Deutsch sprechen, wehren sie sich gegen diesen „absolut nicht zutreffenden Vorwurf“.

Unterdrückung der Frau

Ein anderes sehr bekanntes Vorurteil ist das der Unterdrückung von Frauen. „Türkischen“ Mädchen wird häufig zugeschrieben, ihre Entscheidungen nicht selbst zu treffen, sondern den Anordnungen der Eltern zu folgen. Sie wehren sich auch gegen Vorurteile, nicht raus gehen zu dürfen. Obwohl die Mädchen einheitlich erzählten, nicht unterdrückt zu sein, wird das Vorurteil an anderen Stellen zumindest teilweise bestätigt. Bei der Frage nach den Zukunftsplänen stellt sich heraus, dass der grundsätzliche Wunsch eines Mädchens, hier in Österreich zu bleiben, durch die zukünftige Heirat eines Mannes aus der Türkei gefährdet wird. Für Männer sei die traditionelle Heirat mit einer Frau aus der Türkei wesentlich einfacher, da er sie problemlos nach Österreich holen kann. Wenn eine Frau einen Mann aus der Türkei holt, wird das oft zum Problem, weil der/die EhepartnerIn aus der Türkei auf Grund der fehlenden Sprachkenntnisse häufig die Person ist, welche zu Hause bleibt und nicht arbeitet. Auf Grund der gefestigten Geschlechterrollen ist es demnach für die betreffende Befragte ein Problem, wenn der Mann aus der Türkei geholt wird und dann zu Hause bleibt. Im Gegensatz dazu, versicherte ein anderes Mädchen, im Falle einer Hochzeit mit einem in der Türkei lebenden Mann, ihn nach Österreich zu holen und ihn hier zu integrieren.

Dass es Frauen gibt, die geschlagen und unterdrückt werden, wird ebenfalls nicht abgestritten. Ein Mädchen betont jedoch, dass dies hauptsächlich in der Türkei vorkomme. Hier in Österreich gäbe es genug Sozialeinrichtungen, an die sich die Mädchen wenden können. Ihr eigener Vater will, dass seine Töchter ein selbstständiges und unabhängiges Leben führen. Zudem unterstützt er sie in Bildungsangelegenhei-

ten sehr. Gemäß ihren Beobachtungen hat sich das Leben in Österreich, hinsichtlich der Frauenunterdrückung, auf „türkische“ Männer positiv ausgewirkt: „Der österreichische Einfluss hat bei den türkischen Vätern bewirkt, dass sie toleranter sind“. Der 31-jährige Befragte bestätigte dies, indem er erwähnte, dass viele „türkische“ Eltern bzw. Väter mit einem Autoritäts- und Machtverlust zu kämpfen hätten, da ihre Töchter genauso ausgehen wollen wie österreichische Mädchen. „Der Vater kann seine Macht nicht mehr so ausüben, wie früher. [...] Früher war es innerhalb der türkischen Gesellschaft anerkannt, seine Tochter zu schlagen, sie extrem zu unterdrücken, heute nicht mehr.“ Eine 18-jährige Angestellte erzählte von ihrer studierenden Schwester und ihren Problemen mit den Eltern. Da sie studiert und abends arbeitet, ist sie abends oft draußen und kommt erst gegen 23 oder 24 Uhr nach Hause, was für die Mutter ein Problem darstellt. Die Interviewte selber ist abgesehen von der Arbeit immer zu Hause oder in der Moschee, was die Schwester auf Grund ihrer elterlichen Probleme häufig kritisiert. Auch das Problem der Zwangsheirat wird durchaus nicht abgestritten, ein Mädchen erzählte, dass es auch heute noch Mädchen gibt, die auf Grund einer erzwungenen Heirat nach Österreich kommen müssen oder Österreich verlassen müssen. Jedoch wird betont, dass es sich dabei keineswegs um eine islamische Angelegenheit, sondern um Traditionen handelt, die in Österreich gleichermaßen existierten. Dass es auch Gegenbeispiele gibt, zeigt ein von mir interviewtes Paar, das einheitlich betont aus freien Stücken geheiratet zu haben. Sie lernten sich in der Handelsakademie kennen und entschieden, sich nach der Matura „gemeinsam“ für eine Hochzeit. Ein weiteres angesprochenes Vorurteil ist, dass alle „TürkInnen“ inklusive der zweiten und dritten Generation „Sozialschmarotzer“ und „arbeitslos“ sind. Andere Vorurteile sind die Assoziation des Terrors mit dem Islam („die Religion wird als Ausrede benützt“), dass „Jeder zweite Türke einen BMW fährt“ und dass sich „TürkInnen“ absichtlich nicht integrieren wollen.

„Diskriminiert wird man hauptsächlich wegen dem Kopftuch...“

Bei der Frage nach Vorurteilen lehnten sieben Personen die unreflektierte Assoziation des Kopftuches mit einer Unterdrückung der Frau entschieden ab. „Wenn die Menschen hören, dass eine Frau ein Kopftuch trägt, heißt das für sie gleich, dass sie unterdrückt wird, obwohl es nicht so ist.“ Dennoch wird das Problem in einem Gespräch deutlich angesprochen. Obwohl auch sie betonte, nicht gezwungen worden zu sein, erzählte eine Schülerin dennoch von vielen Mädchen, die das Kopftuch nur

tragen, weil es ihnen von zu Hause aus befohlen wird. „Sie wissen dann gar nicht, warum sie islamisch sind oder warum sie das Tuch tragen.“

Die überwiegende Zahl der TeilnehmerInnen (9) geht davon aus, dass kopftuchtragenden Frauen weitaus mehr Vorurteile, Diskriminierungen und Beschimpfungen entgegengebracht werden als anderen „TürkInnen“. Beleidigungen wie „Schleich di“ oder „Kopftuchmafia“ sind keine Ausnahme, zudem werden sie geschupst und laut Aussagen eines 25-Jährigen „behandelt, als ob sie keine Menschen wären“.

Vier meiner sechs Gesprächsteilnehmerinnen tragen ein Kopftuch. Jede von ihnen sagt aus, sich aus eigener, zwangloser Entscheidung für die Verschleierung entschieden zu haben. Die Angaben eines 14-jährigen Mädchens sind dabei widersprüchlich. Anfangs gibt sie an, das Kopftuch „von ihrer Familie her“ zu tragen, an anderer Stelle kritisierte sie das ihr entgegengebrachte Vorurteil, sie würde sich auf Grund ihrer Eltern verschleiern. Eine 16-jährige trägt das Tuch seit zwei Jahren und stellt dabei eine Ausnahmeerscheinung in ihrem nahen Verwandtenkreis dar. In ihrer Familie gäbe es kein einziges junges Mädchen mit Kopftuch. Ebenso gibt es in zwei anderen Familien deutliche Anzeichen für individuelle und persönliche Entscheidungen das Kopftuch betreffend. Zwei der genannten verhüllten Mädchen haben zum Beispiel ältere Schwestern, die das Kopftuch aus eigener Entscheidung nicht tragen. Die Mutter einer dieser Befragten würde es zwar begrüßen, wenn auch die Schwester das Kopftuch tragen würde, einen direkten Druck gäbe es jedoch nicht. Ihre Schwester möchte (zumindest vorerst) kein Kopftuch tragen, „weil sie dann auf vieles verzichten muss“. Beispielsweise müsste sie ihre abendlichen Verabredungen mit FreundInnen aufgeben, wozu sie (noch) nicht bereit ist. Motive für die Benützung des Kopftuches, das Erstarken der religiösen Gesinnung sind vorwiegend Freundinnen, Verwandte und die gemeinschaftlichen Besuche in der Moschee. Erlebte Diskriminierungen sind für die interviewten Mädchen ebenfalls ein Auslöser dafür, sich zu verhüllen.

Zwei befragte junge Frauen tragen kein Kopftuch, eine von ihnen ist verheiratet. Die ledige von ihnen ist 15 Jahre alt und beabsichtigt das Kopftuch „bald“ zu tragen, sobald sie dafür „bereit“ sei. Beide sind keineswegs überzeugt in ihrer Entscheidung, die Haare offen zu tragen, sondern betrachten gesellschaftliche Diskriminierungen

und Vorurteile als anregende Faktoren das Kopftuch nicht zu tragen. „Ohne Kopftuch hat man es leichter, darum trage ich keines.“

Laut den Erfahrungen von fünf Interviewten wird einer kopftuchtragenden Frau häufig von vornherein zugeschrieben, nicht Deutsch sprechen zu können. Im Übrigen werden Frauen, die ein Kopftuch tragen, als nicht integriert angesehen. Alle sechs weiblichen Gesprächspartnerinnen sind der Meinung, dass „Türkinnen“, die das Kopftuch tragen, weitaus mehr Diskriminierungen und Angriffen begegnen als andere „türkische“ Frauen und Männer. Eine Befragte stieß vor dem Verhüllen ihrer Haare auf gar keine Diskriminierungen. Die 22-jährige Studentin bestätigte dies, indem sie im Kopftuch den wesentlichsten Anstoß von Diskriminierungen und Benachteiligungen sieht. „Ohne Kopftuch würde ich solange nicht diskriminiert werden, solange ich nicht darüber spreche, eine Türkin oder eine Muslimin zu sein.“ Vier von sechs weiblichen Interviewten erzählten von LehrerInnen und anderen Autoritätspersonen, welche kopftuchtragende Mädchen vermehrt ausschließen und wegen des Tuches „anders“ behandeln. Einer 17-jährigen Schülerin wurde nach dem Aufsetzen des Kopftuches eindringlich gesagt, im Leben nichts mehr erreichen zu können. Überdies erhielt sie fortan schlechtere Noten. Einer weiteren jungen Frau wurde gesagt, dass sie mit dem Kopftuch nicht in die Kindergartenschule aufgenommen werden würde und „auch sonst gar keinen Job bekommen werde“. Solche Demotivierungen brachten sie nach eigenen Angaben beinahe dazu, „alles aufzugeben“. Schlussendlich gab sie nicht auf und wurde in die Schule aufgenommen. Ansonsten werden Erzählungen von kopftuchtragenden Mitschülerinnen geschildert, die innerhalb der Klasse diskriminiert, ausgeschlossen und beschimpft wurden. „Niemand redete mit ihr, man sagte, dass sie eine Glatze oder Läuse habe.“ Andere miterlebte Diffamierungen fanden in der U-Bahn oder in den Straßenbahnen statt, wobei kopftuchtragende Frauen grundlos beschimpft wurden und zum Freigeben ihres Platzes aufgefordert wurden. In zwei weiteren Befragungen wurde betont, dass die Verschleierung der Haare eine Jobsuche besonders schwierig macht. Die Chefin einer 20-jährigen Angestellten verbietet ihr, die Verschleierung ihrer Haare während der Arbeit und kritisiert sie zunehmend angesichts ihrer langen Ärmel und Hosen. Wäre diese junge Frau „nicht so gut“ in ihrem Job, wäre sie für die Chefin eine entbehrliche Arbeitshilfe, hätte sie ihre Arbeit nach eigenen Einschätzungen bereits verloren. Derzeit ist sie auf der Suche nach einem neuen Job, bei dem sie das Kopftuch problemlos tragen kann.

Eine 22-jährige hat keine vermehrte Diskriminierung auf Grund ihres Kopftuches gespürt, was sie auf ihr gutes deutsches Sprachvermögen zurückführt. In einer Befragung wurden „eher die älteren“ als Menschen eingestuft, die Probleme mit dem Kopftuch haben. Ferner wurden auch „rassistische Türken“ angesprochen, „die Kopftücher nicht sehen wollen, obwohl sie selber Moslems sind“.

Ursachenforschung und Lösungsansätze: Was veranlasst Diskriminierungen, Rassismen und Vorurteile und wie kann dagegen angekämpft werden?

Da die Begriffe „Diskriminierung“, „Rassismus“ und „Vorurteil“ im Rahmen der Gespräche häufig ineinanderfließen, kann ich sie auch innerhalb der folgenden Analyse nicht voneinander trennen, da dies die Authentizität der Ergebnisse gefährden würde. Laut der Meinung meiner InterviewpartnerInnen sind verzerrte Darstellungen von „TürkInnen“ eine Ursache für Vorurteile gegenüber ihnen. Damit sind sowohl einseitige, „brutale und aggressive Darstellungen“ in Geschichten und Sagen der Vergangenheit gemeint, als auch gegenwärtige „manipulierte“ mediale Ausführungen. Vorurteile und Kategorisierungen von Menschen verursachen gemäß einem guten Viertel (3) meiner Interviews wiederum Diskriminierungen und Rassismus. Die Politik wird als eine Ursache von Rassismen, Diskriminierungen und Vorurteilen betrachtet. Sie beeinflusst und lenkt die Medien wesentlich. Verhetzungen gegen muslimische Menschen und „TürkInnen“ werden einerseits offensiv gefördert, andererseits ignoriert. „Politiker sollten keine falschen Aussagen machen, das würde die Diskriminierung verringern.“ Die zunehmend nationalistische Einstellung von ÖsterreicherInnen, die ebenfalls von politischen Parteien wie der FPÖ und dem BZÖ vorangetrieben wird, stellt für einen meiner Befragten ebenfalls eine Ursache des Rassismus dar. Nationalismus und entsprechende Medienberichterstattungen treiben unreflektierte kulturelle und religiöse Abspaltungen voran.

Bei der Frage, wie gegen Diskriminierungen, Vorurteile und Rassismen angekämpft werden kann, sehen sechs Personen grundsätzlich keine Möglichkeiten. Aussagen wie „Rassismus wird es immer geben.“, „Die Diskriminierung wird nie aufhören.“, „Einstellungen können wir nicht ändern.“, „Es wird nie aufhören.“ oder „Die Vorurteile sind der Charakter der Menschen.“ waren die Antworten auf Lösungsvorschläge. Diskriminierenden und rassistischen ÖsterreicherInnen könne man nicht klar ma-

chen, dass die Kinder/Enkelkinder der MigrantInnen nicht freiwillig gekommen sind, sondern „mitgenommen wurden“. Zwei TeilnehmerInnen begrüßten die Idee von kulturübergreifenden Veranstaltungen und objektiven TV-Beiträgen: „Das aufeinander Zukommen wäre wichtig.“ Sie gehen davon aus, dass Vorurteile dadurch abgebaut werden könnten. Einer von ihnen sieht darin jedoch keine weitläufigen Erfolgchancen, da diejenigen, die Vorurteile haben, diskriminieren und rassistische Einstellungen haben, diese Angebote wahrscheinlich nicht nützen würden. Zwei Männer stießen bei ihren etlichen Versuchen, Menschen vom Gegenteil der Vorurteile über „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation zu überzeugen immer wieder auf die Antwort, dass sie „eine Ausnahme“ darstellen würden. Sie wären Sonderfälle, da sie gut Deutsch sprechen könnten und integriert seien. Wenn sie dann erwidern, dass viele ihrer FreundInnen und Bekannten sich exakt gleich verhalten würden, stoßen sie auf Ungläubigkeit. Betreffend das Kopftuch erhoffen sich zwei befragte Mädchen eine differenziertere Beurteilung. Sie verurteilen den Eingriff in ihre persönliche Entscheidung und wünschen sich, dass die Verschleierung der Haare als ein individueller Kleidungsstil wahrgenommen wird. Würde das Kopftuch nicht von vornherein mit islamkritischen Vorurteilen verbunden werden, könnte die Diskriminierung und Islamfeindlichkeit reduziert werden. Da der überragende Teil keine Hoffnung hat, die bereits fest verankerten und internalisierten Meinungen und Vorurteile von diskriminierenden und rassistischen Menschen zu ändern, weisen zwei Personen auf den hohen erzieherischen Wert hinsichtlich dem Abbau von stereotypen Einstellungen hin. Die Lehrer und Eltern können laut ihren Aussagen viel gegen Fremdenfeindlichkeit und Ausgrenzung tun. Neben der Erziehung und Bildung spielen auch der Freundeskreis eine große Rolle. Der Besuch von Demonstrationen gegen die FPÖ und H. C. Strache stellte für keine/n eine hilfreiche Option dar. Laut den Aussagen eines 24-jährigen Angestellten zielt die FPÖ darauf ab, dass „wir angreifen, das würde nur Krawall geben“. Die FPÖ hätte demnach etwas in der Hand gegen sie. Bei einem anderen Interview kommt deutlich zum Vorschein, dass Strache auf Grund seiner hetzerischen Reden nicht wirklich ernst genommen wird und „so oder so nur im Mittelpunkt stehen will“. Eine politische Gegenbewegung wäre nur möglich, wenn es eine entsprechende Interessensgemeinschaft oder Partei gäbe, durch die sie sich unterstützt fühlen würden. Obgleich sie in der Bekämpfung der diskriminierenden und rassistischen Tendenzen und gesellschaftlichen Vorurteile keine großen Chancen se-

hen, tauchen dennoch Tipps auf, wie man sich gegen persönliche Diskriminierungen und Beschimpfungen wehren kann.

Vier Mädchen wehren sich gegen Beschimpfungen und Benachteiligungen, indem sie „nicht aufgeben“ und mit den Leuten kommunizieren, „zurückreden“. Eine Angestellte ist immer wieder mit KundInnen konfrontiert, die sich auf Grund ihres Kopftuches nicht von ihr bedienen lassen wollen. Sie lässt sich davon nicht beirren und entgegnet ihnen, dass sie „auch gerne Christen bedienen würde“. Die betreffenden Kundschaften reagierten daraufhin meistens verwirrt und ließen sich bedienen. „Man muss zeigen, dass man Deutsch kann, man muss sich mit der Sprache verteidigen.“ Wenn man sich traut Mut zu zeigen, „merken die mit Vorurteilen behafteten Menschen, dass sie das nicht mit jedem machen können.“ Wie bereits in einem vorherigen Kapitel berichtet, wurde ein anderes Mädchen wegen ihres Kopftuches zunehmend demotiviert, was ihre zukünftigen Ausbildungschancen betrifft. Auch sie betonte das hilfreiche Credo, nicht aufzugeben: „Man sollte trotz Diskriminierungen und Beschimpfungen nicht aufgeben und sich in beruflicher Hinsicht nicht beirren lassen.“ Ihrer Meinung nach, werden Diskriminierungen und Beschimpfungen nur schlimmer, „wenn man sich zurückzieht“.

16.3.7 Zukunftspläne: Türkei/Österreich?

Zehn der elf InterviewpartnerInnen gaben an, sich ein Leben in der Türkei „gar nicht“ bis „schwer“ vorstellen zu können und ihr restliches Leben lieber hier in Österreich verbringen zu wollen. Einer der gebürtigen Vorarlberger wünscht sich zudem, in den Alpen begraben zu werden. Der einzige Grund für ihn, doch in die Türkei auszuwandern, wären Umstände, wie es sie „zwischen 1938 und 1945“ bereits gegeben hat. Für ein Mädchen ist der Umstand, dass es in der Türkei mit dem Kopftuch „schwieriger“ ist, eine Arbeit zu finden, ein wesentlicher Grund dafür, hier in Österreich leben zu wollen. Zwei Mädchen rechnen jedoch damit, „vielleicht“ jemanden aus der Türkei zu heiraten und auf Grund Dessen in die Türkei auszuwandern bzw. auswandern zu müssen. Ein einziger 29-jähriger Mann bevorzugt ein Leben in der Türkei: „Hätte ich die Möglichkeit, würde mir das Leben in der Türkei, auch wenn es schwieriger wäre, mehr zusagen.“ Die Gründe dafür, sind die in der Türkei angesiedelte Verwandtschaft und die fehlende Anerkennung der österreichischen Gesellschaft.

17 Conclusio

Was die Identität der befragten Personen betrifft, definieren sich alle sowohl als ÖsterreicherInnen, als auch als TürkinInnen. Genauere Selbstbeschreibungen unterscheiden sich aber maßgeblich. Sechs von elf Interviewten identifizierten sich mehr mit der Türkei. Motive für ihre vorrangige türkische Selbstwahrnehmung sind die Religion, das Kopftuch, die türkische Kultur, Sprache, die türkischen Sitten, Bräuche und Wurzeln. Drei von ihnen bevorzugten es demnach auch, von anderen als Türkin/in und nicht als ÖsterreicherIn wahrgenommen zu werden.

Die Begriffe „türkischstämmige/r ÖsterreicherIn“ geben vier Personen als zutreffende Bezeichnung für ihr Selbstempfinden an. Diese Gruppe fühlt sich beiden Ländern angehörig. Da das Türkische in ihrem Leben eine untergeordnete Rolle spielt, beschreiben sie sich vordergründig als ÖsterreicherInnen. Zwei von ihnen bezeichnen Österreich explizit als ihre „Heimat“ oder ihr „zu Hause“. Trotz der vorwiegend österreichischen Identität spüren auch diese vier Interviewten einen starken Verteidigungsdrang, wenn „TürkinInnen“ oder MuslimInnen angegriffen werden, was bekräftigt, dass das Gruppen- und Zugehörigkeitsbewusstsein durch Diskriminierungen, Vorurteile und Beleidigungen gestärkt wird. Dies passiert unabhängig davon, ob sie sich integriert fühlen oder sich als ÖsterreicherInnen wahrnehmen. Alle Befragten unterstrichen die Unmöglichkeit, türkische Wurzeln gänzlich aufgeben zu können und kritisierten derartige Erwartungshaltungen von ÖsterreicherInnen.

Identifikationsprobleme auf Grund einer Zerrissenheit wurden teilweise, aber nicht einstimmig, bestätigt. In vier Gesprächen wurden Identitätsprobleme und ein Gefühl der Zerrissenheit vehement verneint. Zwei andere bejahten ein negatives Gefühl der Zerrissenheit und gaben an, sich zwischen zwei Kulturen verloren zu fühlen. Drei weitere konnten mit dem Begriff der „Zerrissenheit“ nichts anfangen, bestätigten aber Identifikationsprobleme zu haben und nicht genau zu wissen wo sie „wirklich“ dazugehören. Zusammenfassend bedauerten fünf der elf InterviewteilerInnen, weder in Österreich, noch in der Türkei akzeptiert zu werden. Auffallend dabei ist, dass die beiden ältesten (29- und 31-jährige Männer) dabei die größten Schwierigkeiten haben. Durch die Art der Forschungsmethode und die wenigen Interviews kann jedoch nicht in allgemeiner Weise bestätigt werden, dass Angehörige der zweiten und

dritten Generation in einem weitaus geringerem Maße an Identitätsproblemen leiden als ihre Eltern/Großeltern.

Die türkische Sprache und türkische Traditionen, Bräuche und Rituale werden bei der Hälfte der Interviewten nach eigenen Angaben überwiegend im Rahmen der Familie praktiziert. Eine der Befragten beschreibt diese dichotome Lebenswelt, indem sie angibt, sich „draußen“ als Österreicherin und zu Hause als Türkin zu fühlen. Auch dieses Empfinden trifft jedoch nur auf einen Teil der TeilnehmerInnen zu. Die einzigen Gemeinsamkeiten, die hinsichtlich der Selbstbeschreibungen von Kultur, Identität und Nation konstatiert werden können, sind erstens, die Überzeugung, dass „türkische Wurzeln“ nicht gänzlich vergessen werden können und im Leben aller eine Rolle spielen. Das genaue Ausmaß dieser Rolle ist eine individuelle Angelegenheit und wird entweder lediglich auf symbolische Art ausgelebt oder in großem Maße praktiziert. Die zweite Gemeinsamkeit ist der mäßige physische Kontakt zur Türkei. Dieser beschränkt sich bei allen auf Urlaube, die alljährlich oder alle drei bis fünf Jahre stattfinden. Die meisten haben auch mit Verwandten und Bekannten in der Türkei keinen oder sehr wenig Kontakt.

Das Vorurteil der nahen Religionsverbundenheit konnte nur bei der Hälfte der Interviewten (5) nachgewiesen werden. Es handelte sich dabei um fünf Mädchen, von denen drei von vornherein darauf hinwiesen, sich aus eigener Entscheidung für die Religion entschieden zu haben und in keiner strengreligiösen Familie aufgewachsen zu sein. Besonders interessant sind im Zuge dessen, die Ausführungen einer jungen Frau, die hervorhebt, in ihrer Familie die einzige zu sein, welche sich so sehr auf die Religion konzentriert. Aufgrund ihres starken Glaubens und dem plötzlichen Tragen des Kopftuches gab es auch innerfamiliäre Auseinandersetzungen.

Drei der fünf Männer haben eine kritischere Einstellung gegenüber der Religion, wobei sich nur einer von ihnen eindeutig abgrenzt und sich als Marxist definiert. Der älteste Interviewpartner entwickelt sich nach eigener Beurteilung mehr und mehr zum Atheisten. Jedoch spürt er auch hier einen gesellschaftlichen Druck von „türkischen“ Verwandten und Bekannten, seiner Religion treu zu bleiben. Er versteht diese Intoleranz von FreundInnen nicht, da sie sich nach seinen Einschätzungen ebenfalls nicht an religiöse Regeln halten, sondern sich lediglich theoretisch zum Islam bekennen.

Ein Grund dafür, können erlebte Diskriminierungen und Vorurteile gegenüber muslimischen Menschen sein, die das Gruppenbewusstsein fördern. Das Solidaritäts- und Verteidigungsgefühl gegenüber (diskriminierten) MuslimInnen ist auch für den 31-jährigen ein weiterer Grund, der Religion nicht gänzlich abzuschwören.

Bei den übrigen Befragten spielt der religiöse Glaube durchaus eine Rolle, wobei eine strenge Einhaltung der Regeln oder ein genaues Wissen über den Inhalt des Korans nicht wichtig ist.

Was den Begriff der „Integration“ betrifft, ist auffallend, dass fünf der elf Befragten unter dem Begriff der Integration eine gänzliche Assimilierung an die österreichische Kultur oder Gesellschaft verstehen. Zurückzuführen ist dieses Verständnis auf die ihnen entgegengebrachte Erwartung, alles Türkische aufzugeben. Für eine Abschiebung des „Problems“ der Integration auf sie, haben sie kein Verständnis. Obwohl sich der Großteil der Befragten als integriert betrachtet, werden viele auf gesellschaftlicher und politischer Ebene nicht akzeptiert. Sie kritisierten die Intoleranz gegenüber Menschen, welche kein Schweinefleisch essen oder Kopftücher tragen und argumentierten, trotz dieser Praktiken integriert zu sein. Die rechte Politik Österreichs trägt durch ihre wiederkehrenden „ausländerfeindlichen“ Maßnahmen dazu bei, Personen mit Migrationshintergrund von vornherein abzulehnen. Vorurteilsschürende Politik und Medienberichterstattungen fördern zudem Ghettoisierungen und hemmen eine erfolgreiche Integration. Dass erfolgreiche „AusländerInnen“ in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, erleben meine GesprächspartnerInnen selten. Nach ihren Einschätzungen können die meisten MigrantInnenkinder/enkelkinder gut Deutsch sprechen und gehen einer regelmäßigen Arbeit oder Ausbildung nach. Daher fordern sie auch in umgekehrtem Sinne Respekt von ÖsterreicherInnen.

Trotz dem fehlenden Respekt gehen acht Befragte davon aus, über weitaus bessere Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu verfügen, als ihre Eltern/Großeltern. Die Ursache dafür liegt in besseren Sprachkenntnissen, finanziellen Verhältnissen und der Unterstützung der Eltern in Bildungsangelegenheiten.

Was die Unterscheidung der beiden Begriffe „Diskriminierung“ und „Rassismus“ betrifft, wird, wenn überhaupt, lediglich in dem Maße der Verletzung differenziert. Dass

es Diskriminierungen gegenüber „TürkInnen“ gibt, wird einheitlich bestätigt. Sie betonten, dass das Aussehen in Österreich eine sehr große Rolle spielt, weshalb kopftuchtragenden Frauen die meisten Vorurteile und Diskriminierungen entgegengebracht werden.

Was persönliche Erlebnisse betrifft, äußern sechs Personen „viele Erfahrungen“ mit Diskriminierungen, Beschimpfungen und Vorurteilen gemacht zu haben. „Scheiß Türk“ ist dabei die meist genannte verbale Attacke und wird von männlichen, als auch von weiblichen TeilnehmerInnen mehrmals genannt. Die meisten Erfahrungen mit Diskriminierungen, Rassismen und Vorurteilen erlebten die Befragten in der Schule, am Arbeitsplatz, in öffentlichen Ämtern, auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln. Besonders kopftuchtragende Mädchen werden in der Schule oder am Arbeitsplatz von ihren LehrerInnen und Vorgesetzten demotiviert, ausgegrenzt und nicht ernst genommen. Die Art der Erlebnisse umfasst vorwiegend latente, unterschwellige und unfaire Benachteiligungen und Vorurteile, sowie verbale Attacken. Drei Männer berichteten überdies von gewalttätigen Übergriffen auf sie, ein weiterer wurde selbst nicht angegriffen, erlebte aber, wie andere auf Grund ihrer türkischen Wurzeln körperlich angegriffen wurden.

Was das Geschlecht diskriminierender Menschen betrifft, sind es meist Männer. Im Gegensatz dazu, sind die Diskriminierten laut Aussagen eines Mädchens meistens Frauen.

Es gab durchaus auch GesprächspartnerInnen, die mit Diskriminierungen und Vorurteilen selten konfrontiert wurden. Darunter ist eine Frau, die kein Kopftuch trägt, was laut ihr ein Grund für die ihr entgegengebrachte Akzeptanz ist. Jedoch sind auch sie davon überzeugt, dass „TürkInnen“ im Allgemeinen häufig benachteiligt werden. Zwei gaben an, überhaupt nicht diskriminiert zu werden und noch nie mit Vorurteilen konfrontiert gewesen zu sein. Interessant ist, dass einige Mädchen, welche auf die Frage nach Diskriminierungen und Vorurteile mit „selten“ bzw. „nie“ antworteten, im Laufe des Interviews viele Erlebnisse erzählten, in denen sie eindeutig benachteiligt werden. Bei genauerem Nachfragen zeigte sich, dass diverse Beschimpfungen und Ausgrenzungen nicht als Diskriminierungen bewertet werden, da sie ihnen täglich begegnen und dadurch als „normal“ erscheinen.

Eines der am häufigsten genannten Vorurteile ist, dass „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation (im besonderem Maße die Frauen betreffend) gar kein oder nicht gut Deutsch sprechen können und auch ansonsten nicht gebildet sind. Ein weiteres sehr verbreitetes Vorurteil ist das der Unterdrückung von Frauen. „Türkischen“ Mädchen wird zugeschrieben, ihre Entscheidungen nicht autonom treffen zu dürfen. Obwohl die Mädchen einheitlich betonen, nicht unterdrückt zu sein, wird das Vorurteil an anderen Stellen zumindest teilweise bestätigt. Bei der Frage nach den Zukunftsplänen, stellt sich heraus, dass der grundsätzliche Wunsch eines Mädchens, hier in Österreich zu bleiben, durch die zukünftige Heirat eines Mannes aus der Türkei gefährdet wird. Im Gegensatz dazu, versicherte ein anderes Mädchen selbstbewusst, im Falle einer Hochzeit mit einem in der Türkei lebenden Mann, ihn nach Österreich zu holen und ihn hier zu integrieren. Dass das Problem der Zwangsheirat auch heute noch existiert, wurde in den Beschreibungen bestätigt. Jedoch handelt es sich dabei um keine islamische Angelegenheit, sondern um Traditionen, die auch in Österreich existierten.

Dass es innerhalb der „türkischen“ Community einen gesellschaftlichen Druck bezüglich einer Heirat und Familiengründung gibt, bestätigte der älteste meiner InterviewpartnerInnen konkret. Laut ihm gibt es in der „österreichischen“ Gesellschaft keine vergleichbaren Erwartungen. Er geht im Allgemeinen von sehr unterschiedlichen, dichotomen Kulturen in Österreich und der Türkei/Europa aus. Laut seinen Erfahrungen spiele eine Hochzeit und anschließende Familiengründung innerhalb österreichischer Traditionen überhaupt keine Rolle. Obgleich der gesellschaftliche Druck in undifferenzierter und verallgemeinerter Hinsicht in der Türkei als größer betrachtet werden kann, spüre auch ich, als „eingeborene Österreicherin“, diese gesellschaftlichen Forderungen eine eigene Familie zu gründen.

Entgegen diesen Angaben erkannte ich, dass einem großen Teil der Mädchen eine maßgebliche Unterstützung von Seiten der Väter zukommt, was ein selbstständiges, und unabhängiges Leben anbelangt. Eine hohe Bildung ihrer Töchter ist allen Vätern wichtig. Ein weiteres Gegenbeispiel stellt ein von mir interviewtes Paar dar, das einheitlich bekräftigt, aus freien Stücken geheiratet zu haben. Weitere revidierte Vorurteile sind, dass alle „TürkInnen“, inklusive der zweiten und dritten Generation, „Sozi-

alschmarotzerInnen“ und „arbeitslos“ sind. Weitere genannte Vorurteile sind die Assoziation des Terrors mit dem Islam oder, dass sich „TürkInnen“ absichtlich nicht integrieren wollen.

Das am weitaus häufigsten genannte und bestrittene Vorurteil ist die automatische Assoziation des Kopftuches mit einer Unterdrückung der Frau. Obwohl es nach Aussagen der InterviewpartnerInnen sicherlich Mädchen gäbe, die dazu gezwungen werden, wehren sie sich kräftig gegen diese Voreingenommenheit. Alle kopftuchtragenden Gesprächsteilnehmerinnen sagen aus, sich aus eigener, zwangloser Entscheidung für die Verschleierung entschieden zu haben. Die Angaben eines 14-jährigen Mädchens sind dabei jedoch widersprüchlich. Anfangs gibt sie an, das Kopftuch „von ihrer Familie her“ zu tragen, an anderer Stelle kritisiert sie das ihr entgegengebrachte Vorurteil. Im Gegensatz dazu, haben zwei der verhüllten Mädchen jeweils ältere Schwestern, die das Kopftuch aus eigener Entscheidung nicht tragen. Die Mutter einer Befragten würde es zwar begrüßen, wenn auch ihre Schwester das Kopftuch tragen würde, einen direkten Druck gäbe es jedoch nicht. Diese Mutter wird in diesem Zusammenhang noch mehrere Male erwähnt. Beispielsweise habe sie auch ein Problem damit, dass die besagte Schwester auf Grund ihres Studiums und Nebenjobs häufig erst bei Dunkelheit nach Hause kommt. Die väterliche autoritäre Hand wird in diesem Zusammenhang nie erwähnt, was darauf hindeutet, dass er dafür mehr Verständnis hat.

Die Ursachen für Vorurteile, Diskriminierungen, Rassismen und „Ausländer-“ und „Fremdenfeindlichkeit“ sind laut den Selbstbeschreibungen verzerrte und einseitige Darstellungen von „AusländerInnen“ in der Geschichte, Politik und den Medien. „AusländerInnen“ werden hauptsächlich mit „TürkInnen“ assoziiert und dargestellt. Sie werden wiederholt mit Verbrechen in Verbindung gebracht. Das Aussehen, insbesondere das Kopftuch, und die Religion werden als ein wesentlicher Antrieb von Diskriminierungen und Vorurteilen betrachtet.

Was Gegenmaßnahmen bezüglich Diskriminierungen, Vorurteilen und Rassismen betrifft, sind die Meisten grundsätzlich hoffnungslos. Sie glauben nicht daran, diskriminierenden und rassistischen ÖsterreicherInnen klarmachen zu können, dass Kinder/Enkelkinder von MigrantInnen nicht freiwillig gekommen seien. Versuche, Men-

schen vom Gegenteil der Vorurteile zu überzeugen sind fehlgeschlagen. Zwei Personen wiesen auf den hohen Wert der Erziehung und Bildung hin. Stereotype Einstellungen könnten so noch am ehesten verhindert werden. Der Besuch von Demonstrationen gegen die FPÖ und H. C. Strache stellt für keine/n eine nützliche Option dar.

Was die Zukunft angeht, können sich zehn der elf Befragten ein Leben in der Türkei im besten Falle „schwer“ vorstellen. Ein einziger 29-jähriger Mann würde das Leben in der Türkei bevorzugen. Die Argumente dafür, sind die in der Türkei angesiedelte Verwandtschaft, sowie die fehlende Anerkennung innerhalb der österreichischen Gesellschaft.

Meine Untersuchung zeigt, dass es keine eine Wahrheit über Menschen mit selbem Migrationshintergrund gibt. Genauso wenig, wie es „die Österreicherin“ gibt, existiert „die Türkin“ oder „die Migrantin“. Durch die aufgezeigten Vorurteile und den beschriebenen Beispielen und Portraits ist der Kontrast zwischen populistisch verzerrter Medienvermittlung und faktischen Realitäten dargestellt worden. Vorurteile beziehen sich in den meisten Fällen unreflektiert und undifferenziert auf alle „TürkInnen“. Es wird weder unterschieden, ob EinwanderInnen aus ländlichen oder städtischen Gegenden stammen, noch ob sie hier zur Welt gekommen sind. Die von mir interviewten Personen kritisierten die ihnen entgegengebrachten Vorurteile und verneinten viele kräftig. Durch individuelle Einzeldarstellung wurden viele Vorurteile revidiert. Dass keines der Vorurteile einheitlich bestätigt werden kann, zeigt den illusorischen Charakter von dessen. Auch, wenn es türkische Frauen gibt, die unterdrückt werden, kann man daraus keine Schlüsse auf einen „aggressiven und dominierenden türkischen Mann“ schließen. Unter den Interviewpartnerinnen waren sowohl selbstständige und relativ areligiöse Frauen, als auch sehr religiöse Mädchen. Nach meinen Beobachtungen entschied sich der Großteil der genannten religiösen Frauen in autonomer Weise dafür. Dennoch gab es zwei Mädchen, die nach meinen Einschätzungen sehr wohl unter starkem familiärem Druck stehen. Was die Männer betrifft, kann kein einziger als religiös definiert werden. Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass es zwischen den einzelnen Individuen maßgebliche Unterschiede gibt. Eine einheitliche enge Religionsverbundenheit oder permanente Unterdrückung der Frauen wurden in den Selbstbeschreibungen nicht bestätigt. Dass es Probleme mit sexistischen Tradi-

tionen gibt, soll hiermit nicht verneint werden, jedoch rücken einseitige Berichterstattungen und Vorurteile vordergründig „türkische“ Männer in ein negatives Licht und „türkische“ Frauen in eine ausweglose Opferrolle. Durch die Überzeugung solcher Vorurteile und einer dementsprechenden Verhaltensweise wird den „wirklichen“ Opfern nicht geholfen. Wie an Hand verschiedener Beispiele gezeigt wurde, kann eine voreingenommene und diskriminierende Haltung Abgrenzungen zu „Anderen“ beiderseitig verschärfen. Außerdem kann es Gruppen-, Traditions- und Religionsverbundenheit stärken. Manche „TürkInnen“ der zweiten und dritten Generation wehren sich gegen Diskriminierungen unter anderem, indem sie ihr islamisches und „türkisches“ Zugehörigkeitsbewusstsein stärken. In Folge dessen, lassen sie die Traditionen und Religion des Herkunftslandes ihrer Eltern/Großeltern gemeinschaftlich aufleben. Auch das Tragen des Kopftuches kann eine verteidigende Reaktion gegenüber erlebten Diskriminierungen sein. In gegenteiligen Fällen wird das Kopftuch aus Angst vor Diskriminierungen und Vorurteilen nicht getragen. Wesentlich ist, dass sich Diskriminierungen und Vorurteile von „ÖsterreicherInnen“ gegenüber vermeintlichen „TürkInnen“ maßgeblich auswirken und im Leben von ihnen eine wesentliche und wegweisende Rolle spielen. Es muss erkannt werden, dass die Integration zwei Seiten hat. Um ein friedliches Zusammenleben erreichen zu können, ist sowohl auf individueller, wie auch auf gesellschaftlicher Ebene, eine gegenseitige Akzeptanz und gegenseitiger Respekt notwendig. Durch einseitige und vorurteilsbehaftete Kategorisierungen von „türkischen“ MigrantInnen und ihren Nachkommen wird ausgeblendet, dass diese Personengruppe einen wesentlichen Beitrag hinsichtlich des allgemeinen Wohlstandes leistet. Die durch Globalisierung und verschiedenste Migrationsströme geprägte multikulturelle Gesellschaft erfordert den Abbau von Vorurteilen, Diskriminierungen und Rassismus. Eine über Generationen anhaltende Diskriminierung verträgt sich nicht mit den Gedanken einer erfolgreichen Integration. Die erstaunliche Selbstverständlichkeit von alltäglichen Diskriminierungen und Beschimpfungen im Leben von „TürkInnen“ war wohl die bemerkenswerteste Erkenntnis im Laufe meiner Untersuchungen. Nach eigenen Erlebnissen bemerkte ich, dass viele von ihnen diversen Beleidigungen auf der Straße und in öffentlichen Verkehrsmitteln keine Beachtung schenkten. In den Interviews wurde häufig betont, dass Diskriminierungen und Beschimpfung zu ihrem Alltag gehören. Dass sie sich an beleidigende und verbale Angriffe nach eigenen Angaben gewöhnt haben, könnte ein Grund dafür sein,

warum die Hoffnung, Diskriminierungen entgegen zu treten bei keinem/r der Befragten groß ist.

18 Bibliographie

18.1 Bücher/Studien

Abdelrahimsai, Ahmad: „Zur Geschichte der Muslime in Österreich II: Die Islamische Glaubensgemeinschaft“ In: Heine, Susanne (Hg.): „Islam zwischen Selbstbild und Klische – Eine Religion im österreichischen Schulbuch“, Köln, 1995, Böhlau Verlag, S 37 - 44

Adorno, Theodor W.; Frenkel-Brunswik, Else; Levinson, Daniel J.; Sanford, R. Nevitt: „The Authorian personality“ (Studies in Prejudice), New York, 1950, Harper and Brothers

Akashe-Böhme, Farideh: „Die islamische Frau ist anders – Vorurteile und Realitäten“, Gütersloh, 1997, Gütersloher Verlagshaus

Allport, Gordon W, „The nature of prejudice“, Boston, 1954, Beacon Press

Anderson, Benedict: „Imagined communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism“, London, 1991

Appelt, Erna: „Frauen in der Migration – Lebensform und soziale Situation“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 144 - 170

Attia, Iman: „Die ‚westliche Kultur‘ und ihr Anderes – Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus“, Bielefeld, 2009, transcript Verlag

Augsburger Universitätsreden: „Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2001 an Prof. Dr. Christine Langenfeld am 16. Mai 2001 an der Universität Augsburg“, Augsburg, 2002, Universität Augsburg

Badawi, Jamal: „Gender Equity in Islam: Basic Principles“, Indianapolis, 1995, American Trust Publications

Balibar, Etienne [Hg.]; Wallerstein, Immanuel: „Rasse, Klasse, Nation – Ambivalente Identitäten“, Hamburg, Berlin, 1998, Argument Verlag

Balibar, Etienne: „Rassismus und Nationalismus“ In: Balibar, Etienne [Hg.]; Wallerstein, Immanuel: „Rasse, Klasse, Nation – Ambivalente Identitäten“, Hamburg, 1998, Argument Verlag, S 49 – 84

Ballmann, Manuela Astrid: „'Mit dem Kopftuch hat es schon zu tun...' – Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus von Musliminnen aus dem Islamischen Zentrum München“, Diplomarbeit, Wien, 2007

Banton, Michael: „Racial consciousness“, London, 1988, Longman

Banton, Michael: „Racial theories“, Cambridge, 1987, Cambridge University Press

Bari, Ahmad (Hg.); Buček, Josef F.; Mayer, Waltraud: „Fremdenangst und Ausländerfeindlichkeit – Gegenargumente“, Wien, 1990, Dr. Karl Renner Institut

Bauböck, Rainer: „'Nach Rasse und Sprache verschieden' – Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute“ (Institut für Höhere Studien, Reihe Politikwissenschaft Nr. 31), Wien, März 1996

Bauer, Josef: „Die Türken in Österreich – Geschichte – Sagen - Legenden“, St. Pölten, 1982, niederösterreichisches Pressehaus

Beck-Gernsheim: „Wir und die Anderen – Kopftuch, Zwangsheirat und andere Mißverständnisse“, Frankfurt am Main, 2007, Suhrkamp

Begusch Sabine: „Die Verbreitung von Vorurteilen gegenüber Türken durch österreichische Wochenzeitschriften. Ein Grund mehr für die Skepsis eines EU-Beitritts der Türkei?“, Diplomarbeit, Wien, 2006

Beiwl, Marcus-Constantin: „Zur Situation der ersten Generation von Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei - unter Einbeziehung der Akkulturation der zweiten Generation – Teil 1“, Projektarbeit, Projektleitung: Pelinka Anton, Wien, 1995

Bell, Daniel: „Ethnicity and Social Change“ In: Glazer, Nathan (Hg.); Moynihan, Daniel P.: „Ethnicity: Theory and Experience“, Harvard, 1975, Harvard University Press, S 141 - 174

Benedict, Ruth: „Race and racism“, London, 1983, Routledge and Kegan Paul

Berkowitz, Leonard: „Aggression: A Social Psychological Analysis“, New York, 1962, McGraw-Hill

Berkowitz, Leonard: „Frustrations, comparisons, and other sources of emotion arousal as contributors to social unrest“ In: „*Journal of social Issues*“ 28/1972, S 77 – 91

Berkowitz, Leonard: „On the formation and regulation of anger and aggression: A cognitive neoassociationistic analysis“ In: „*American Psychologist*“, 45/1990, S 494 – 503

Bettelheim, Bruno (Hg.); Janowitz, Morris: „Social change and prejudice“, London, 1964, Collier-MacMillan

Bielefeld, Uli: „Fremdenfeindlichkeit, kulturelle Diversifizierung und Homogenisierung“ In: *Ikus Lectures Nr. 3 und 4*, Wien, 1992, S 9 - 22

Bielefeld, Ulrich (Hg.): „Das Eigene und das Fremde – Neuer Rassismus in der Alten Welt“, Hamburg, 1998, Hamburger Edition HIS Verlag

Biffl, Gudrun; Bock-Schappelwein, Julia: „Soziale Mobilität durch Bildung? – Das Bildungsverhalten von MigrantInnen“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher Irene: „Öster-

reichischer Migrations- und Integrationsbericht“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 120 - 130

Böse, Martina; Kogoj, Cornelia: „Transnationale Medien und Kommunikation“ In: Gürses, Hakan: „Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“, Wien, 2004, Mandelbaum Verlag, S 105 - 110

Brandt, Veronika; Rutkowski, Stephan: „Nationalismus und Diskriminierung: am Beispiel von Roma in Wien“, Diplomarbeit, Wien, 2003

Brandt, Veronika; Rutkowski, Stephan: „Zum Nationalismus“ In: Brandt, Veronika; Rutkowski, Stephan: „Nationalismus und Diskriminierung: am Beispiel von Roma in Wien“, Diplomarbeit, Wien, 2003, S 37 - 46

Bremer, Peter: „Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte – Zur Lebenssituation von Migranten“, Opladen, 2000, Leske + Budrich

Breuer, Rita: „Familienleben im Islam – Traditionen – Konflikte – Vorurteile“, Freiburg im Breisgau, 1998, Verlag Herder Freiburg im Breisgau

Brewer, Marilyn B.: „The social psychology of prejudice: Getting it all together“ In: Zanna, Mark P. (Hg.): „The psychology of prejudice“ (The Ontario Symposium, Vol 7.), Hillsdale, 1994, Erlbaum Verlag

Brown, Rupert: „Prejudice. Its social psychology“, Oxford, 1995, Blackwell

Büchel, Felix (Hg.); Glück, Judith; Hoffrage, Ulrich; Stanat, Petra; Wirth, Joachim: „Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus - Dokumentation einer multidisziplinären Vortragsreihe“, Opladen, 2002, Leske + Budrich Verlag

Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst: „Fremdenfeindlichkeit – Konflikte um die groben Unterschiede“ (Symposium 1994), Wien, 1995, REMA-Print

Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, Studien-Verlag

Çakır, Murat [Hg.]; Kohlmeyer, Klaus; Oehlke, Paul: „MigrantInnen als Sündenböcke - scheitert die ‚Integration‘ an Fremdenfeindlichkeit?“ (Supplement der Zeitschrift Sozialismus 2008/2), Hamburg, 2007, VSA-Verlag

Canatan, Kadir: „Einheit und Vielfalt. Ein muslimisches Modell für multikulturelle Gesellschaften“ In: Seufert, Günter (Hg.); Waardenburg, Jacques: „Turkish Islam and Europe: Europe and Christianity as reflected in Turkish Muslim discourse and Turkish Muslim life in the diaspora“ (papers of the Istanbul workshop, October 1996), Stuttgart, 1999, Steiner, S 47 - 65

Çinar, Dilek: „Österreich ist kein Einwanderungsland“ In: Gürses, Hakan: „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“, Wien, 2004, Mandelbaum Verlag, S 47 – 52

Dose, Maria (Hg.): „Duden, Band 5. Fremdwörterbuch“, Mannheim, 1990, Dudenverlag

Dostal, Walter: „Das große Mißverständnis. Über den Wandel des Islambildes und seine Auswirkungen auf die Schulbücher“ In: Heine, Susanne (Hg.): „Islam zwischen Selbstbild und Klischee – Eine Religion im österreichischen Schulbuch“, Köln, 1995, Böhlau, S 267 - 293

Dovidio, John F. (Hg.); Gärtner, Samuel L.: „Prejudice, discrimination and racism“, Orlando, 1986, Academic Press

Dovidio, John F.; Gärtner, Samuel L.: „Prejudice, discrimination and racism: Historical trends and contemporary approaches“ In: Dovidio, John F. (Hg.); Gärtner, Samuel L.: „Prejudice, discrimination and racism“, Orlando, 1986, Academic Press, S 1 - 34

Dupré, Wilhelm: „Herausforderung und Versuchung. Religiöse Hintergründe und Aspekte der Fremdenfeindlichkeit“ In: Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung

und Kunst (Hg.): „Fremdenfeindlichkeit – Konflikte um die groben Unterschiede – Symposium, 1994“, Wien, 1995, S -261-283

Edelstein, Wolfgang: „Die Ausbreitung einer rechten Jugendkultur in Deutschland“ In: Büchel, Felix (Hg.); Glück, Judith; Hoffrage, Ulrich; Stanat, Petra; Wirth, Joachim: „Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus - Dokumentation einer multidisziplinären Vortragsreihe“, Opladen, 2002, Leske + Budrich Verlag, S 11 – 62

Efinger, Karin: „Die Darstellung ethnischer Minderheiten in österreichischen Schulbüchern der Grundstufe – eine ethnologische Untersuchung“, Diplomarbeit, Wien, 1999

Ehalt, Hubert Christian: „Wien: offene, internationale und weltbürgerliche Stadt“ In: Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag, S 71 – 75

Erb, Rainer: „Die Diskriminierung von Minderheiten – Wie entstehen Vorurteile?“ In: Lengfeld, Holger (Hg.): „Entfesselte Fremdbilder – Über die Ursachen und Erscheinungsformen von Fremdenfeindlichkeit“, Berlin, 1995, Sigma, S 13 - 24

Eriksen, Thomas Hylland: „Ethnicity and nationalism – Anthropological Perspectives“, London, 1993, Pluto Press

Esser, Hartmut: „Aspekte der Wanderungssoziologie – Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse“, Darmstadt, 1980, Luchterhand

Fassmann, Heinz; Münz, Rainer: „Einwanderungsland Österreich? historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen“, Wien, 1995, Jugend & Volk Verlag

Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht“, Wien, 2003, Drava Verlag

Fassmann, Heinz; Stacher, Irene; Strasser Elisabeth: „Einleitung: Zweck des Berichts, zentrale Begriffe und inhaltliche Gliederung“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 9 - 18

Feagin, Joe R.: „The continuing significance of racism: Discrimination against Black students in White colleges“ In: „*Journal of Black Studies*“, 22/1992, S 546 - 578

Fischer, Volkhard: „AusländerStereotype und Gedächtnis“, Hamburg, 1992, Dr. Kovac Verlag

Flohr, Anne Katrin: „Fremdenfeindlichkeit - biosoziale Grundlagen von Ethnozentismus“, Opladen, 1994, Westdeutscher Verlag

Förster, Michael; Heitzmann, Karin: „Einkommen und Armutsgefährdung von MigrantInnen in Österreich“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 78 - 86

Fragner, Bert G.: „Zur Erforschung und Bekämpfung von Vorurteilen: Der Islam und Muslime in Österreich (*eine Zusammenfassung*)“ In: Sir Peter Ustinov Institut (Hg.): „Der Westen und die islamische Welt: Fakten und Vorurteile“, Wien, 2006, Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges. m. b. H., S 1-11

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred: „Das qualitative Interview – Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme“, Wien, 2003, Facultas Verlags- und Buchhandels AG

Ganter, Stephan: „Ursachen und Formen der Fremdenfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland“, Bonn, 1999, Friedrich-Ebert- Stiftung

Gellner, Ernest: „Nationalismus und Moderne“, Hamburg, 1991, Rotbuch-Verlag

Gingrich, Andre: „Ethnologische Praxis und Minderheiten in Zeiten der Globalisierung“ In: Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag, S 41 – 49

Gläser, Jochen ; Grit, Laudel: „Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen“, Wiesbaden, 2009, VS Verlag für Sozialwissenschaften

Glazer, Nathan (Hg.); Moynihan, Daniel P.: „Ethnicity: Theory and Experience“, 1975, Harvard University Press

Gunz, Josef: „Soziale Lage der AusländerInnen in Oberösterreich. Perspektiven einer Integrationspolitik.“ (Studie im Auftrag der oberösterreichischen Landesregierung), Linz, 1999

Gürses, Hakan: „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“, Wien, 2004, Mandelbaum Verlag

Hackensberger, Alfred: „Lexikon der Islam-Irrtümer – Vorurteile, Halbwahrheiten und Missverständnisse von Al-Quaida bis Zeitehe“, Frankfurt am Main, 2008, Eichborn AG

Hafez, Farid: „Zwischen Islamophobie und Islamophilie: Die FPÖ und der Islam“, In: Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, StudienVerlag, S 106 - 126

Hall, Stuart: „Rassismus und kulturelle Identität“, Hamburg, 2008, Argument-Verlag

Heckmann, Friedrich: „Ethnos, Demos und Nation, oder: Woher stammt die Intoleranz des Nationalstaats gegenüber ethnischen Minderheiten?“ In: Bielefeld, Ulrich (Hg.): „Das Eigene und das Fremde – Neuer Rassismus in der Alten Welt“, Hamburg, 1998, Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH, S 51 - 78

Heine, Peter: „Konflikt der Kulturen oder Feindbild Islam“, Freiburg im Breisgau, 1996, Herder

Heine, Susanne (Hg.): „Islam zwischen Selbstbild und Klische – Eine Religion im österreichischen Schulbuch“, Köln, 1995, Böhlau Verlag

Heine, Susanne; Pratl, Marianne: „Auf holprigen Wegen. Die Darstellung des Islams in österreichischen Schulbüchern, Fach Geschichte, 5. – 8. Schulstufe“ In: Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, Studien-Verlag, S 57 - 87

Heine, Susanne: „Einführung“ In: Heine, Susanne (Hg.): „Islam zwischen Selbstbild und Klische – Eine Religion im österreichischen Schulbuch“, Köln, 1995, Böhlau Verlag, S 1 - 21

Held; Josef: „'Du musst so handeln, dass du Gewinn machst...' – Jugendliche und Rechtsradikalismus: eine Tübinger Untersuchung und theoretische Überlegungen zu politischen Orientierungen jugendlicher Arbeitnehmer“ In: Pädagogik extra 19/1991, S 63 - 93

Herskovits, Melville J.: „Acculturation – The study of culture contact“, New York City, 1938, J. J. Augustin Publisher

Hobsbawm, Eric J.: „Nationen und Nationalismus: Mythos und Realität seit 1780“, Frankfurt am Main, 2005, Campus-Verlag

Hodge, Robert W.; Treiman, Donald J.: „Occupational mobility and attitudes toward Negroes“ In: „*American Sociological Review*“, Vol. 31, 1/1966, S 93 – 102

Hopf, Herbert (Hg.); Mayr, Klaus; Eichinger, Julia: „GIBG - Gleichbehandlung – Antidiskriminierung - Gleichbehandlungsgesetz GBK/GAW-Gesetz, Behinderteneinstellungsgesetz (§§ 7a - 7r)“, Wien, 2009, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung

Hort, Rüdiger: „Vorurteile und Stereotype – soziale und dynamische Konstrukte“, Saarbrücken, 2007, Verlag Dr. Müller

Jäger, Christiane: „Theorie und Messung von Ausländerfeindlichkeit. Eine sozialwissenschaftliche Kritik der Forschungspraxis“ (Marburger Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung 6), Marburg, 1995

John, Michael (Hg.); Lichtblau, Albert: „Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten“, Wien, 1990, Böhlau Verlag

Jordan, Peter: „Nationales und ethnisches Bewusstsein“ In: Wagner, Helmut (Hg.): „Minderheiten in Österreich und Europa“ (Segmente – wirtschafts- und sozialgeographische Themenhefte), Wien, 2007, Hölzel, S 4 - 11

Kalpaka, Annita; Räthzel, Nora: „Wirkungsweisen von Rassismus und Ethnozentismus“ In: Kalpaka, Annita (Hg.); Räthzel, Nora: „Die Schwierigkeit nicht rassistisch zu sein“, Leer, 1990, Mundo, S 12 – 80

Kalpaka, Annita (Hg.); Räthzel, Nora: „Die Schwierigkeit nicht rassistisch zu sein“, Leer, 1990, Mundo

Kerschbaum, Maria: „Religiosität und Familie. Eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit der Weltreligion ‚Islam‘ unter besonderer Berücksichtigung der Mädchenerziehung – Ist es jugendlichen Musliminnen möglich in einer christlich geprägten westlichen Welt ihre islamische Identität zu finden?“, Diplomarbeit, Wien, 2003

Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag

Kohlbacher, Josef; Lebhart, Gustav; Münz, Rainer; Reeger Ursula: „Einleitung“ [des Teiles Fremdenfeindlichkeit] In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozio-

ökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 342

Kohlbacher, Josef; Reeger, Ursula: „Xenophobie aus der Perspektive der ‚Anderen‘ – Erfahrungen und Bewältigungsstrategien betroffener AusländerInnen“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 356 - 366

Kohlmeyer, Klaus: „Nach dem Integrationsgipfel: Rückfall in die Ausgrenzung?“ In: Çakır, Murat [Hg.]; Kohlmeyer, Klaus; Oehlke, Paul: „MigrantInnen als Sündenböcke - scheitert die ‚Integration‘ an Fremdenfeindlichkeit?“ (Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 2/2008), Hamburg, 2007, VSA-Verlag, S 23 - 33

König, Karin; Stadler Bettina: „Entwicklungstendenzen im öffentlich-rechtlichen und demokratiepolitischen Bereich“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 226 - 260

Körtner, Ulrich H. J.: „Fremde: Angst und Faszination, theologische Bemerkungen zur Xenophobie“ In: „*Die Furche*“, 4/2000, Wien, 6

Kroissenbrunner, Sabine: „Islam, Migration und Integration: soziopolitische Netzwerke und ‚Muslim leadership‘“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 375 - 394

Kübel, Jana: „moschee.ade oder moschee.at‘ - Eine Konfliktanalyse auf der Suche nach Islamophobie in Österreich“ In: Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, Studien-Verlag, S 127 - 143

Langenfeld, Christine: „Gefordert sind abgewogene Lösungen“ (Ansprache der Preisträgerin) In: Augsburger Universitätsreden: „Integration und kulturelle Identität zugewanderter Minderheiten – Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2001 an Prof. Dr. Christine Langenfeld am 16. Mai 2001 an der Universität Augsburg“, Augsburg, 2002, Universität Augsburg, S 19 -29

Lazelberger, Hubert: „Muslimische Identitäten – Ambivalente Ethnizität und Religiosität türkischer Sunniten und Aleviten in Wien“, Diplomarbeit, Wien, 2007

Lebhart, Gustav; Münz, Rainer: „Migration und Fremdenfeindlichkeit in Österreich – Perception und Perspektiven“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 343 - 355

Lemmen, Thomas: „Islam – Basiswissen“, Gütersloh, 2000, Gütersloher Verlagshaus

Lengfeld, Holger (Hg.): „Entfesselte Fremdbilder – Über die Ursachen und Erscheinungsformen von Fremdenfeindlichkeit“, Berlin, 1995, Sigma

LeVine, Robert A. (Hg.); Campbell, Donald T.: „Ethnocentrism: Theories of Conflict, Ethnic Attitudes and Group Behavior“, New York, 1972, John Wiley & Sons

Loiskandl, Helmut: „Edle Wilde, Heiden und Barbaren“, Mödling, 1966, St. Gabrieler Studien

Markom Christa, Weinhäupl, Heidi: „'Der Islam' im Schulbuch“ In: Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, Studien-Verlag, S 88 - 105

Mayring Philipp, „Einführung in die qualitative Sozialforschung“, Weinheim, 2002, Beltz Verlag

Miles, Robert: „Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs“, Berlin, 1991, Argument-Verlag

Morgenstern, Christine: „Rassismus - Konturen einer Ideologie: Einwanderung im politischen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland“, Hamburg, 2002, Argument-Verlag

Münz, Rainer; Zuser, Peter; Kytir, Josef: „Grenzüberschreitende Wanderungen und ausländische Wohnbevölkerung: Struktur und Entwicklung“ In: Fassmann, Heinz [Hg.]; Stacher, Irene: „Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht – Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen“, Wien, 2003, Drava Verlag, S 20 - 61

Muradoglu, Dilman: „Rassismus aus der Sicht der Einwanderer – Eine Befragung unter den in Wien lebenden EinwanderInnen aus der Türkei über ihre Auseinandersetzung mit Rassismus“, Diplomarbeit, Wien, 1993

Patchen, Martin; Davidson, James D.; Hofmann, Gerhard; Brown, William R.: „Determinants of students` interracial behavior and opinion change“ In: „*Sociology of Education*“, Volume 50, 1/1977, S 55 – 75

Quasthoff, Uta: „Soziales Vorurteil und Kommunikation – Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Ein interdisziplinärer Versuch im Bereich von Linguistik, Sozialwissenschaft und Psychologie“, Frankfurt am Main, 1973, Athenäum Verlag

Radtke, Frank-Olaf: „Lob der Gleich-Gültigkeit – Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus“ In: Bielefeld, Ulrich [Hg.]: „Das Eigene und das Fremde – Neuer Rassismus in der Alten Welt“, Hamburg, 1998, Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH, S 79 - 96

Rehbinder, Manfred: „Ursachen und Bekämpfung der Diskriminierung“ In: „*Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*“, 1/1963, S 6 – 23

Reindl, Heidi-Nicole, „Offene und verdeckte Vorurteile gegenüber in Österreich lebenden Türken“, Diplomarbeit, Wien, 1997

Roald, Anne Sofie: „Women in Islam – The western Experience“, London, 2001, Routledge

Saad, Karim: „Islamophobie in österreichischen Tageszeitungen“ In: Bunzl, John [Hg.]; Hafez, Farid: „Islamophobie in Österreich“, Wien, 2009, Studien-Verlag, S 200 - 210

Sadar, Zia [Hg.]; Nandy, Ashis; Davies, Meryll Wyn: „Barbaric others: A manifesto on Western racism“, London, 1993, Pluto Press

Said, Edward W.: „Covering Islam: How the media and the experts determine how we see the rest of the world“, New York, 1981, Routledge & Kegan Paul

Said, Edward W.: „Culture and Imperialism“, London, 1994, Vintage Books

Schmalz-Jacobsen, Cornelia [Hg.]; Hansen, Georg: „Kleines Lexikon der ethnischen Minderheiten in Deutschland“, München, 1997, Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Schmidinger, Thomas: „2004 – Errichtung des islamischen Friedhofs“ In: Gürses, Hakan: „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“, Wien, 2004, Mandelbaum Verlag, S 152 -155

Schomburg-Scherff, Sylvia M. (Hg.); Heintze, Beatrix: „Die offenen Grenzen der Ethnologie – Schlaglichter auf ein sich wandelndes Fach“ (Festschrift für Klaus E. Müller), Frankfurt am Main, 2000, Verlag Otto Lembeck

Schöneberg, Ulrike: „Fremdenangst und Ausländerfeindlichkeit“ In: „*Zeitschrift für Kulturaustausch*“, 1999/41, S 118 - 125

Schwarz, Thomas: „Islamophobie in Europa – ein Überblick“ In: Sir Peter Ustinov Institut (Hg.): „Der Westen und die islamische Welt: Fakten und Vorurteile“, Wien, 2006, Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung, S 33 - 40

Seufert, Günter (Hg.); Waardenburg, Jacques: „Turkish Islam and Europe: Europe and Christianity as reflected in Turkish Muslim discourse and Turkish Muslim life in the diaspora“ (papers of the Istanbul workshop, October 1996), Stuttgart, 1999, Steiner

Seufert, Günter: „Die Millî-Görüş-Bewegung – Zwischen Integration und Isolation“ In: Seufert, Günter [Hg.]; Waardenburg, Jacques: „Turkish Islam and Europe: Europe and Christianity as reflected in Turkish Muslim discourse and Turkish Muslim life in the diaspora“ (papers of the Istanbul workshop, October 1996), Stuttgart, 1999, Steiner, S 295 - 322

Sir Peter Ustinov Institut (Hg.): „Der Westen und die islamische Welt: Fakten und Vorurteile“, Wien, 2006, Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung

Six, Bernd; Schütz, Heidi: „Stereotype und Vorurteile. Kurseinheit 1: Bausteine zum Aufbau der realen Welt“ (Fernstudienkurs), Hagen, 1995

Spoonley, Paul: „Racism and ethnicity“, Oxford, 1993, Oxford University Press

Steinke, Ines: „Kriterien qualitativer Forschung – Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung“, Weinheim, München, 1999, Juventa Verlag

Straube, Hanne: „Exilanten oder Deutschländer? Türkische Migranten in Deutschland – Zur Konstruktion von Stereotype“ In: Schomburg-Scherff, Sylvia M. (Hg.); Heintze, Beatrix: „Die offenen Grenzen der Ethnologie – Schlaglichter auf ein sich wandelndes Fach“ (Festschrift für Klaus E. Müller), Frankfurt am Main, 2000, Verlag Otto Lembeck, S 170 – 183

Tomenendal, Kerstin: „Das türkische Gesicht Wiens – Auf den Spuren der Türken in Wien“, Böhlau, 2000, ISBN

Tosić, Jelena: „'Minderheiten', ‚Ausländer‘, ‚Gastarbeiter‘, ‚Flüchtlinge‘. Überlegungen über die Macht der Begriffe“ In: Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag, S 103 - 113

Tschugguel, Sabine: „Das Gespräch zwischen Erziehungsberechtigten und GrundschullehrerInnen aus der Sicht türkischsprachiger, alevitischer Eltern“, Diplomarbeit, Wien, 2007

Vaughan, Graham M.: „The psychology of intergroup discrimination“ In: „*New Zealand Journal of Psychology*“, 17/1988, S 1 - 14

Volf, Patrik Paul (Hg.); Bauböck, Rainer: „Wege zur Integration: Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann“, Klagenfurt, 2001, Drava-Verlag

Wagner, Helmut (Hg.): „Minderheiten in Österreich und Europa“ (Segmente – wirtschafts- und sozialgeographische Themenhefte), Wien, 2007, Hölzel

Wagner, Ulrich; Zick, Andreas: „Sozialpsychologische Überlegungen zu Vorurteilen und Rassismus“ In: Benz, Wolfgang (Hg.): „Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1“, Frankfurt am Main, 1992, Campus, S 237 - 252

Wallerstein, Immanuel: „Die Konstruktion von Völkern: Rassismus, Nationalismus, Ethnizität“ In: Balibar, Etienne [Hg.]; Wallerstein Immanuel: „Rasse, Klasse, Nation – Ambivalente Identitäten“, Hamburg, 1998, Argument-Verlag, S 87 – 106

Wentker, Sibylle: „Fundamentalismus und Radikalismus als Auslöser und Verstärker von Stereotype, Vorurteilen und Feindbildern“ In: Sir Peter Ustinov Institut (Hg.): „Der Westen und die islamische Welt: Fakten und Vorurteile“, Wien, 2006, Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung , S 51-60

Wernhart, Karl R.: „Die Ethnologie und ihre politische Verantwortung“ In: Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten

und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag, S 21 - 40

Wernhart, Karl R.: „Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz - Ethnohistorie und Kulturgeschichte im neuen Selbstverständnis“ In: Wernhart, Karl R. (Hg.); Zips, Werner: „ Ethnohistorie – Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung“, Wien, 1998, Promedia, S 41 - 54

Witte, Erich H: „Sozialpsychologie – Ein Lehrbuch“, München, 1989, Psychologie Verlags Union

Zick, Andreas: „Vorurteile und Rassismus - eine sozialpsychologische Analyse“, Münster, 1997, Waxmann

Zips, Werner: „'Befremdliche Heimat' – Einwände zur österreichischen ‚Integrationspolitik‘ als Etikettenschwindel für verschleierte Assimilation“ In: Kletzander, Helmut (Hg.); Wernhart, Karl R.: „Minderheiten in Österreich – Kulturelle Identitäten und die politische Verantwortung der Ethnologie“, 2001, Wien, WUV Universitätsverlag, S 77 - 90

18.2 Internet

Addy, David Nii: Studie, Berlin: Dt. Institut für Menschenrechte, 2005:

URL:http://files.institut-fuer-Menschenrechte.de/488/d42_v1_file_4318385f31b3d_Rassism_II_050830_Einzel.pdf

Zugriff: 17. Juni 2009, 2:16

AuslBG - AusländerInnenbeschäftigungsgesetz:

URL:<http://www.ris.bka.gv.at/UI/Bund/Bundesnormen/IndexBundesrecht.aspx?TabbedMenuSelection=BundesrechtTab>

Zugriff: 21.03.2010, 21:17

Baumann, Christoph Peter, Evangelische Informationsstelle, letzte Änderung: 2001:

URL:<http://www.relinfo.ch/aleviten/info.html>

Zugriff: 05.10.2009, 23:37

BGBI – Bundesgesetzblätter:

URL: <http://www.ris.bka.gv.at/UI/Bund/Bundesnormen/IndexBundesrecht.aspx?TabbedMenuSelection=BundesrechtTab>

Zugriff: 21.03.2010, 21:19

FrG 1992 – Fremden-Gesetz:

URL: <http://www.ris.bka.gv.at/UI/Bund/Bundesnormen/IndexBundesrecht.aspx?TabbedMenuSelection=BundesrechtTab>

Zugriff: 21.03.2010, 22:10

Nauck, Bernhard; Steinbach, Anja: „Intergeneratives Verhalten und Selbstethnisierung von Zuwanderern - Expertise für die Unabhängige Kommission „Zuwanderung“, März 2001:

URL: http://www.eu2007.bmi.bund.de/Internet/Content/Common/Anlagen/Themen/ZuwanderungIntegration/DatenundFakten/Nauck_pdf,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/Nauck_pdf

Zugriff: 12.12.2009, 12:58

Tagesspiegel, 28.09.2006:

URL: <http://www.tagesspiegel.de/politik/international/Oesterreich-Wahlen-Auslaender>

Zugriff: 28.09.2006, 19:51

Wikipedia: Islamische Glaubensgemeinschaft:

URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Islamische_Glaubensgemeinschaft_in_ProzentC3Prozent96sterreich

Zugriff: 21.10.2009, 17:00

Zara: Rassismusreport 2005:

URL: <http://www.zara.or.at/materialien/rassismus-report/rassismus-report-2005.pdf>

Zugriff: 15.03.2010, 17:13

19 Danksagung

Ich bedanke mich recht herzlich bei meinem Diplomarbeitsbetreuer Hermann Mückler, sowie bei Conny Spiegl und Gerald Tischner, die mir mit ihrer konstruktiven Kritik bezüglich meines theoretischen Teiles sehr geholfen haben. Außerdem bedanke ich mich bei meinen Eltern, meiner Taufpatin und anderen Verwandten, ohne deren finanzielle Unterstützung ich dieses Studium niemals abschließen hätte können.

20 Lebenslauf

Name: Bertsch Natalie

Staatsbürgerschaft: Österreich

Geburtsdatum: 07. Mai 1984

Familienstand: Ledig

Ausbildung:

1990 – 1994: Volksschule Außerbratz

1994 – 1998: Hauptschule Bürs

1998 – 2003: Handelsakademie Bludenz

2003 – 2005: Postangestellte in Feldkirch, Schruns, Bludenz

2005 – 2010: Studium der Kultur- und Sozialanthropologie

Derzeit: Studium der Rechtswissenschaften